# Die Komödianten.

Die

# Komödianten.

Original-Roman

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Voigt & Zieger.
1862.

# Erstes Kapitel.

## Ein Familien-Drama.

Der Baron von Kirchhaus hatte schon früh am nächsten Morgen eine lange Unterredung mit seiner Schwester gehabt. Der Inhalt dieser Unterredung läßt sich errathen, wenn wir das Geschwisterpaar beobachten. Der Baron bestieg ein Pferd und ritt davon. Er schlug den Weg zu einem der benachbarten Rittergutsbesitzer ein, mit dem er auf freundschaftlichen Fuße lebte. Bella hüllte sich in ihren Morgenmantel und suchte das Zimmer Antonien's auf. Die Bewohnerin war nicht zu erblicken. Einzelne Toilettenstücke lagen hier und dort auf den Möbeln. Bella warf einen Blick in das Schlafgemach. Zu ihrem Erstaunen sah sie, daß das Bett unberührt geblieben war. Eine seltsame Angst bemächtigte sich ihrer. Sie zog die Glocke.

Das Stubenmädchen eilte herbei, eine schon bejahrte Person. Die alte Dame war so bestürzt, daß sie die zur Ehre der Familie nöthige Vorsicht vergaß.

— Ilse, wo ist Antonie?

— Ich weiß es nicht, gnädige Baronesse.

— Hat sie Deine Dienste diesen Morgen noch nicht verlangt?

— Nein. Ich habe vergebens das gewöhnliche Glockenzeichen erwartet.

— Und Du hast diesen Morgen das Zimmer noch nicht betreten?

— Mit keinem Fuße, meine gnädige Baronesse. Ich darf ja nur kommen, wenn das gnädige Fräulein es befiehlt.

— Aber das Bett ist in Ordnung gebracht . . .

Ilse starrte die Baronesse an. Dann sah sie durch die offene Thür in das Schlafzimmer.

— Was ist denn das? fragte sie leise.

— Antonie wird einen Spaziergang durch den Garten machen — geh' und sage ihr, daß sie sogleich zu mir komme.

Ilse verschwand. Bella sah ängstlich durch das Zimmer. Es ließ sich erkennen, daß die Bewohnerin Toilette gemacht hatte. In dem eleganten Damensekretair stak der Schlüssel. Die Kasten der kleinen Spiegelkommode waren

nachlässig zugeschoben. Die Kerze, die auf dem Tische stand, war tief herabgebrannt. Neben der Kerze stand das Schreibzeug. Alle diese Dinge waren ungewöhnlich, sie deuteten auf ein Ereigniß hin.

— Mein Gott, flüsterte Bella, wenn das Mädchen einen tollen Streich ausgeführt hätte!

Noch wagte sie zu hoffen, daß Antonie sich in dem Garten befinde. Bald kam Ilse mit der Nachricht zurück, daß sie vergebens gesucht und geforscht habe. Auch die Gartenarbeiter, fügte sie hinzu, die seit dem frühen Morgen beschäftigt seien, hätten das gnädige Fräulein nicht gesehen.

— Aber wo soll sich denn Antonie aufhalten? rief Bella mit gepreßter Stimme.

— Freilich, einen Spaziergang wird sie nicht machen, denn es ist diesen Morgen bitter kalt. Der Gärtner sagt, es hätte schon Eis gefroren.

— Ilse, durchsuche das Haus!

— Gleich, gnädige Baronesse!

— Warte noch!

— Ilse kam zurück.

— Hast Du denn gar Nichts bemerkt?

— Nein.

— Ist Dir denn gar Nichts aufgefallen?

— Durchaus Nichts, versicherte die alte Magd, die nun ebenfalls ängstlich ward.

Bella mußte sich mittheilen, denn sie fühlte sich, da sie die Heirath zu befördern bemüht gewesen, nicht frei von der Schuld an Dem, was sie befürchtete.

— Ilse, Du bist eine treue Person.

— Auf mich können sich die gnädige Baronesse verlassen, wie auf sich selbst.

— Verschweige also, was zwischen uns vorgegangen.

— Wenn nur dem Fräulein kein Unglück passirt ist!

— Das wolle Gott verhüten.

— Aber was glauben Sie denn? fragte weinerlich die Magd.

— Ich glaube bis jetzt noch Nichts. Ilse, durchsuche das Haus vorsichtig, daß Niemand Etwas merkt. Du verstehst mich . . .

— Gewiß, gnädige Baronesse!

— Hier findest Du mich wieder.

Und Ilse ging zum zweiten Male, das gnädige Fräulein zu suchen.

— Die Resignation Antonie's, flüsterte Bella, ist mir stets verdächtig vorgekommen; sie muß längst im Geheimen einen Plan vorbereitet haben, um sich der unglücklichen Heirath zu entziehen. Herr des Himmels, was soll nun aus meinem armen Bruder werden?

Sie sank erschöpft in einen Sessel. Plötzlich sprang sie auf und öffnete den Sekretair. In dem mittelsten

Fache bemerkte sie einen Brief, der so gelegt war, daß er der Oeffnenden sogleich in die Augen fallen mußte. Sie nahm ihn. Die Adresse lautete: „An meine Tante.“

— An mich! An mich! Mir fehlt der Muth, das verhängnißvolle Papier zu lesen! Wenn sich die Unbesonnene nur nicht ein Leid zugefügt hat! Ach, es ist ja nur zu wahr — der Graf ist kein Mann für die lebensfrohe Antonie, und ihre Abneigung gegen ihn hat sie ja oft genug zu erkennen gegeben! Das ist ein Tag des Jammers und des Elends!

Der Brief enthielt folgende Zeilen:

„Verehrte Tante!“

„Es ist mir unmöglich, persönlich Abschied von Ihnen zu nehmen, darum zeige ich Ihnen schriftlich meine bereits dann erfolgte Abreise an, wenn Sie diesen Brief lesen. Der Vater mag sich darüber, daß meine Flucht sein Heirathsprojekt zerstört, nicht grämen, denn der Graf von Biberstein wird das ganze Vermögen, daß er so schändlich gestohlen hat, in kurzer Zeit wieder herausgeben müssen. Von dem würdigen Mann ist demnach keine Hülfe zu erwarten, und um nicht unnütz mein ganzes Leben opfern zu müssen, habe ich mich der väterlichen Tyrannei entzogen. Forschen Sie nicht nach meinem Aufenthalte, Sie werden ihn nicht entdecken. Leben Sie wohl. Ihre Antonie ist arm und frei glücklicher, als reich und gefesselt durch den

Willen liebloser Verwandten. Wollen Sie nicht, daß die Welt die saubere Geschichte erfahre, so tragen Sie Sorge, daß man nicht nach mir forsche."

Bella war sprachlos vor Schreck auf den Sopha gesunken. Sie wollte noch einmal den Brief lesen, aber ihre Hände zitterten so heftig, daß die Buchstaben vor ihren Augen tanzten. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Plötzlich stand Ilse vor ihr.

— Das Fräulein ist nirgends zu finden, gnädige Baronesse; ich habe das ganze Haus durchsucht.

Die Tante versuchte zu lächeln.

— Es ist gut, Ilse; hier habe ich einen Brief, der mir Aufklärung giebt. Antonie hat sich den albernen Scherz gemacht, uns durch eine Reise nach der Stadt zu überraschen. Nun werde ich wieder vermitteln müssen, damit der Zorn des Vaters die muthwillige Tochter nicht treffe. Schweige über den kindischen Streich, der wahrscheinlich zur Folge haben wird, daß ich den Winter in der Stadt verbringe.

Der Vormittag verfloß. Zwölf Uhr Mittags war vorüber, als der Baron in den Schloßhof ritt. Bella, die am Fenster gelauscht hatte, eilte sogleich zu ihrem Bruder. Sie traf ihn, aufgeregt durch das Zimmer gehend.

— Schwester, fragte er niedergeschlagen, hast Du die Reise zur Stadt vorbereitet?

— Nein!

— Wir müssen fort, ich habe bei dem Freunde keine Hülfe gefunden.

Bella hatte den Muth nicht, die trostlose Nachricht auszusprechen. Als der Baron zur Eile trieb und äußerte, daß sein künftiger Schwiegersohn die Verlegenheit leicht beseitigen werde und daß er besser gethan hätte, diesen Morgen gleich abzureisen, überreichte ihm die Baronesse weinend den Brief Antonien's.

— Du mußt es ja doch einmal wissen! flüsterte sie unter heftigem Schluchzen.

Der Baron schwankte, als er die Zeilen gelesen hatte; sein Gesicht entfärbte sich und seine Augen rollten wild in ihren Höhlen. Er bot einen entsetzlichen Anblick. In den ersten Minuten war er keines Wortes mächtig, schwankend wie ein Kranker suchte er einen Sessel zu erreichen, auf dem er niedersank.

— Ich bin vernichtet! murmelte er nach einer langen Pause. Alles, Alles verläßt mich, indem sie mich kompromittirt! Mir bleibt Nichts, als mein Amt niederzulegen und mich insolvent zu erklären.

Er sagte diese Worte in einer so furchtbaren Ruhe, daß Bella ihn bestürzt anstarrte. Sie *hatte* einen Ausbruch des heftigsten Zornes erwartet — jetzt fand sie einen

völlig verzweifelnden Mann, der nicht einmal daran dachte, die entflohene Tochter zu ermitteln.

— Bruder, sagte sie, wir werden Antonien's Aufenthalt bald erfahren.

— Sie ist meine Tochter nicht mehr!

— Bedenke, Antonie ist noch jung . . .

— Mahne nicht an Versöhnung, Bella; jedes Wort, das Du über diesen Punkt an mich richtest, ist überflüssig. Eine Tochter, die den Vater sinken läßt, verdient, daß man sie . . .

— Sprich es nicht aus, Florentin! Wenn wir Alles überlegen, ist Antonie in mancher Beziehung zu entschuldigen. Du erwartest Hülfe von dem Grafen . . .

— Er ist meine einzige Rettung.

— Du täuschest Dich in Deinem Hoffen. Die Bemerkung in dem Briefe . . .

— Ist erdichtet. Wer soll dem Grafen das Vermögen nehmen, das er nach einem legalen Testamente ererbt hat und seit einer Reihe von Jahren unangefochten besitzt?

— Vielleicht läßt sich die traurige Angelegenheit noch ausgleichen. Die Flucht Antonien's bleibt Geheimniß, und der Graf, der Deine Tochter liebt . . .

— Genug, Schwester, ich habe mit meinem lieblosen Kinde abgeschlossen. Und angenommen auch, ich wollte auf Deine Ansicht eingehen, so wäre dies unmöglich, denn

es liegt Gefahr im Verzuge. Lerne ganz die gräßliche Lage kennen, in die mich Antonie versetzt hat: Der Bauer Albers, mein Feind von jeher, besitzt einige meiner Wechsel.

— Albers?

— Der Mensch hat mir Frist bis diesen Mittag gegeben.

— Großer Gott!

— Bedenke, ein Bauer giebt dem Edelmanne Frist!

— Das ist mehr als demüthigend! flüsterte erbleichend die alte Dame.

— Ich bin entehrt! rief der Baron, der sich zornig von seinem Sitze erhob. Und wer hätte die Schmach abwenden können, die mich jetzt zu Boden drückt? Antonie, meine eigene Tochter! Sie ergreift eine entehrende Flucht und überläßt mich meinem Schicksale. Ich muß mein Amt niederlegen, muß meinen Bankerott anzeigen. Mein Gut ist überschuldet — woher nehmen wir Mittel zum Leben? Bella, um meine Ehre zu retten, ist mir jedes Mittel recht!

— Läßt sich denn kein Ausweg finden?

Der Baron schüttelte sein Haupt.

— Keiner, murmelte er, keiner!

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft. Bella öffnete. Ein Diener meldete den Pfarrer an.

— Ich kann ihn jetzt nicht empfangen, sagte der Baron.

— Sie müssen mich hören, gnädiger Herr! rief der Pfarrer in dem Vorzimmer. Weisen Sie mich nicht ab, ich bringe eine wichtige Nachricht.

Die Schwester sah den Bruder fragend an.

Noch ehe der Baron einen Entschluß gefaßt hatte, trat der Seelsorger über die Schwelle und schloß die Thür hinter sich.

— Herr Baron, Sie sind aufgeregt, bestürzt, begann er; und Sie, gnädige Baronesse, weinen — Sie wissen bereits schon, daß Fräulein Antonie . . .

— Ich weiß es! Ich weiß es! rief der Baron, dessen Aufregung nach und nach in Zorn überging.

— Wie ist es Ihnen zu Ohren gekommen? fragte die zitternde Bella.

— Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, was ich leider erst jetzt erfahren habe. O, die Geschichte, die ich Ihnen erzählen muß, liefert abermals einen schlagenden Beweis von Dem, was ich stets behauptet habe: Die Jugend ist heutzutage eine in Grund und Boden verderbte. Es ist keine Moral mehr in den Kindern, die sich klüger glauben, als die Eltern. Die gute Saat, die der Geistliche aussäet von dem Katheder herab und von der Kanzel, sie wird durch die sogenannte Kultur erstickt, eine Kultur, die das Menschengeschlecht völlig an den Rand des Verderbens bringt. Unsere neuen Pädagogen richten

einen Schaden an, den sie weder vor Gott noch vor der Welt verantworten können. Statt die Bibel, den Katechismus und das Gesangbuch zur Hand zu nehmen, lies't unsere Jugend die Bücher der sogenannten modernen Schriftsteller, die Lug und Trug statt Wahrheit auftischen. O, daß in meiner Gemeinde sich die Frucht so verderblicher Saat zeigen muß!

— Kommen Sie zur Sache, Herr Pastor! ermahnte der Baron.

— Ich bin dabei, mein gnädigster Herr! antwortete im Kanzeltone der Pfarrer. Wehe mir, daß ich diesen Tag erleben mußte! Da sehe ich den tiefgebeugten Vater vor mir, die weinende Tante: es ist ein Anblick, der jedem Fühlenden das Herz zerreißt. Wenn doch die Kinder einen Blick in das gramerfüllte Gemüth der Eltern werfen könnten! Und ich bin zu meinem Leidwesen dazu berufen, Ihren Jammer noch zu erhöhen. Aber fassen Sie sich in Geduld; der Herr züchtigt Die, so er lieb hat. Der Gerechte kann leiden, aber nicht untergehen, kann bluten, aber nicht sterben. Das Leben ist nun einmal wie es ist — es giebt unter der Sonne nichts Vollkommenes. Unser Glück ist wie Spreu, das vor dem Winde zerstiebt.

— Zur Sache! zur Sache! rief zum zweiten Male der Baron.

Der geistliche Herr verneigte sich tief.

— Ich sitze, fuhr er feierlich fort, in meinem Arbeitsstübchen, die Predigt meditirend, die ich nächsten Sonntag mit Gottes Hülfe zu halten gedenke. Da kommt mein Knecht, eine treue Seele, aus der Stadt zurück, wohin er sich gestern begeben, um den Segen der Ernte zum Wohle der Menschheit auf dem Markte zu veräußern. Nachdem der treue Knecht Rechnung abgelegt von seinem Haushalten, erzählt er mir, daß er des Teichmüllers Wagen gesehen, der vier Stunden von hier auf der Landstraße an ihm vorübergefahren. Die Enge des Wegs gestattet ein rasches Fortkommen nicht. Da sieht mein treuer Knecht, als der Wind die Leinwand zurückweht, in dem Wagen des Müllers zwei ihm bekannte Personen.

— Zwei Personen? fragte Bella entsetzt.

— Zwei Personen.

— Doch wohl nicht einen Mann . . .

— Einen jungen Mann und eine junge Dame. Die junge Dame ist Fräulein Antonie . . .

— Und der Mann? fragte auffahrend der Baron.

— Meine Zunge sträubt sich, das Gräßliche zu berichten. Sehen Sie nicht, wie ich zittere? Hören Sie nicht, daß mir die Sprache . . .

— Fassen Sie sich kurz, Herr Pastor!

— Wer war der Mann? bat Bella, beide Arme ausstreckend.

Der Pfarrer antwortete mit zitternder Stimme:

— Leeren Sie ganz den bittern Kelch des Trübsals, armer Vater: Ihre Tochter lag in sündiger Lust an der Brust Friedemann's Albers.

Bella stieß einen lauten Schrei aus und sank in den Sessel, der ihr zur Seite stand.

— Albers! Albers! stammelte der Baron.

Der Pfarrer krümmte seinen Rücken und wand seine magern Hände.

— So hat mein Knecht gesagt, gnädiger Herr, mein treuer Knecht, und so sage ich. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß ich meinen Ohren nicht trauen wollte . . .

— Der Knecht, rief der Baron, lügt, wenn er sich nicht getäuscht hat!

— Nein, Herr Baron, versicherte der Seelsorger

— Das ist nicht möglich!

— Mein treuer Knecht spricht stets die Wahrheit, und da er gute, scharfe Augen besitzt, läßt sich eine Täuschung nicht annehmen. Gnädiger Herr, Sie kennen meine Anhänglichkeit an Hochdero Familie, Sie wissen, daß ich stets prüfe, ehe ich rede und handele. Um ganz sicher zu sein, ging ich auf dem Wege hierher bei Albers vor. Die Fa-

milie saß bei Tische — Friedemann fehlte. Ich fragte nach dem Sohne vom Hause — er ist verreis't, hieß es. Nun wollte man wissen, warum ich nach dem jungen Hern fragte; ich antwortete ausweichend und ging. Der alte Albers war guter Laune, er lud mich zu Tisch ein; ich aber beeilte mich, dem gnädigen Herrn Bericht zu erstatten, damit weiterm Unheile vorgebeugt werden könne.

Der Baron dankte, empfahl Verschwiegenheit und entließ den Pfarrer, der noch einmal einen Sermon über die Verderbtheit der Jugend beginnen wollte.

Während Bella schluchzend in dem Sessel lag, ging der Baron auf und ab. Seine Lage war der Art, daß es einer ruhigen Ueberlegung bedurfte, um zu einem ersprießlichen Entschlusse zu gelangen. Aber dem Edelmanne fehlte die Ruhe, er war unfähig zu denken.

— Florentin, sagte Bella nach einer langen Pause, aus dem Berichte des Pfarrers läßt sich schließen, daß Albers um die Flucht seines Sohnes weiß. Da er ruhig bei Tische sitzt . . .

— Dieser Bauer! rief der Baron.

Der Zorn hinderte ihn, weiter zu sprechen.

— Bruder, Albers ist ein reicher Mann.

— Schwester, ich wage es nicht, den Sinn Deiner Worte zu deuten. Vergiß nicht, daß ich Edelmann bin.

— Aber bedenke Deine Lage!

Der Baron versank in finsteres Nachsinnen.

— Laß mich allein! herrschte er plötzlich die Schwester an.

Bella kannte ihn, sie wußte, daß der erste Zorn in ihm austoben mußte. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als der Baron die Thür verschloß. Die Baronesse durchsuchte nun das Zimmer der Entflohenen. Antonie hatte nur ihre Schmucksachen und einige Kleider und Wäsche mitgenommen. Die zurückgebliebenen Papiere gaben durchaus keinen Aufschluß über das Ziel der heimlichen Reise. Je ruhiger sie über die Dinge nachdachte, je furchtbarer erschien ihr die Lage des Bruders. In ihrer Seelenangst schickte sie Ilse zu dem Pfarrer, mit dem sie berathen wollte. Der Seelsorger ließ nicht lange auf sich warten. Bella empfing ihn in dem Zimmer Antonien's.

— Herr Pastor, rief sie ihm entgegen, ich fürchte das Aergste, wenn Albers seine Drohung ausführt.

— Womit hat er gedroht, Baronesse? Theilen Sie sich mir offen mit, ich bin ja ihr Beichtiger. Alles, was Sie mir sagen, bleibt in meiner Brust verschlossen, wie in einem heiligen Schreine.

— Rathen, helfen Sie, Herr Pastor!

— Sie sehen mich bereit; aber ich muß doch wissen . .

Die Baronesse erzählte nun das Schuldverhältniß ihres Bruders zu dem Nachbar.

— Bedenken Sie das Entsetzliche unserer Lage! schloß sie weinend. Sie kennen das Ehrgefühl des Barons, sein aufbrausendes Blut — wenn Albers die Drohung ausführt — mein Gott, ich wage nicht, den Gedanken weiter auszuspinnen.

Das hagere Gesicht des Pfarrers nahm jetzt einen Ausdruck an, der sich nicht beschreiben läßt. Für so mißlich hatte er die Lage des Edelmanns nicht gehalten.

— Was soll ich thun? fragte er.

— Bewegen Sie Albers zur Nachsicht, doch so, daß mein Bruder es nicht erfährt. Sein Stolz, sein Ehrgefühl muß geschont werden. Ihnen gelingt es wohl, den gereizten Nachbar zu besänftigen. Später finden sich Mittel, die ganze Angelegenheit auszugleichen.

Der Pfarrer versprach, seine geistliche Autorität über den störrischen Albers aufzubieten, und ging. Der Vorfall in der Kirche lag ihm schwer auf dem Herzen, denn er mußte sich sagen, daß er den Bauer ungerecht behandelt hatte. Ein Mann wie Albers vergaß so Etwas nicht. Aber der Baron war nicht nur Landrath, sondern auch Kirchenpatron, und ihm konnte er jetzt einen Dienst leisten, durch den er sich Anspruch auf Dankbarkeit erwarb. Schon das Vertrauen schmeichelte ihm, das die Baronesse in ihn setzte. Nicht ohne Befangenheit betrat er das Haus und das Zimmer des Landwirths, der behaglich den Kaffee

trank und rauchte. Er grüßte mit der gewohnten Freundlichkeit und Milde. Aber Albers rief nicht sein „Willkommen!“ wie sonst, er sah den Gast mit ernst fragenden Blicken an. Der Pfarrer, der unterwegs überlegt hatte, verfuhr planmäßig, um dem Bauer, dessen schwache Seiten er kannte, beizukommen.

— Mein Freund, begann er, wir können wohl ein Viertelstündchen allein plaudern . . .

— Warum nicht? der Mensch kann Alles, was er verständigerweise will.

— Ich wollte diesen Mittag, als sie bei Tische saßen, nicht stören.

— Sie wollten mir vielleicht den Appetit nicht verderben, Herr Pastor. Das hat nichts zu sagen, denn ich habe mir fest vorgenommen, mich nicht mehr zu ärgern. Man wird nun nachgerade alt und muß den Rest des Lebens in Ruhe genießen. Uebrigens danke ich Ihnen für den guten Willen.

Es lag ein gewisser Hohn in diesen Worten, der den Pfarrer erkennen ließ, daß Albers den Zweck des Besuchs vermuthete.

— Sie haben Recht, Freund; das Leben ist zu kurz als daß man es sich durch unnütze Streitigkeiten vergällen sollte.

— Streitigkeiten! Bin ich ein streitsüchtiger Mensch?

— Freund Albers . . .

— Ich will Ordnung, Ruhe und Frieden. Herr Pastor, Sie kennen meinen Grundsatz: was dem Einen recht, ist dem Andern billig!

— Ein löblicher Grundsatz, den jeder Mensch festhalten sollte.

— Und Sie, Herr Pastor, haben oft von der Kanzel herabgesagt: was der Mensch säet, wird er erndten. Nun bekennen Sie ohne Umschweife, daß Sie ein Bote des stolzen Barons sind, der arg in der Klemme sitzt. Ich habe das schon diesen Mittag errathen, als ich Sie zu mir eintreten sah.

Der Pfarrer hatte den Elfenbeinknopf seines Rohrstockes betrachtet.

— Ich weiß, wohinaus Sie wollen, mein bester Freund, sagte er mit einem bittersüßen Lächeln; aber Sie irren sich in Ihren Voraussetzungen. Mein Besuch gilt diesmal mehr Ihrem Interesse, als dem des Barons. Sie haben mich oft, und zumal in letzter Zeit, verkannt; in diesem Augenblicke bietet sich mir Gelegenheit Ihnen darzuthun, daß ich Ihnen stets in wahrer Freundschaft ergeben gewesen bin.

— Beweisen Sie es, Herr Pastor! sagte ruhig der Landwirth. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß ich an Ihrer Aufrichtigkeit gezweifelt habe.

Der geistliche Herr lächelte mitleidig, obgleich er sich tief verletzt fühlte.

— Mangel an Offenherzigkeit ist bei Ihnen nicht vorhanden, sagte er fast flüsternd.

— Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube, Herr Pastor! Das habe ich überall im Leben, selbst in der Kirche gezeigt, als man sich dort Unverschämtheiten erlaubte. Und wie ich, hätten auch Sie sprechen sollen. Aber da deuteten und entschuldigten Sie, um Alles zum Besten des gestrengen Herrn Landraths zu lenken. Herr Pastor, vor Gott und dem Gesetze sind wir Alle gleich! Der Baron wie der Bauer muß gerecht gerichtet werden. Doch genug von diesem unerquicklichen Kapitel -- reden Sie!

Er bot dem Gaste einen Stuhl. Beide saßen an dem Tische.

— Freund Albers, ich fragte diesen Mittag nach Ihrem Sohne.

Ja, Sie fragten nach ihm.

— Und ich erhielt zur Antwort, daß er verreist sei.

— Zweifeln Sie daran?

— Nein, durchaus nicht. Ihr Wort halte ich in Ehren. Aber wissen Sie, wohin Friedemann gereis't ist?

— Ich glaube es wohl.

— Das wäre schlimm, sehr schlimm!

— Herr Pastor, Sie sprechen ganz kurios.

— Der Herr Landrath wird Ihren Sohn durch die Gensdarmerie zurückholen lassen.

Albers brach in lautes Lachen aus.

— Freund, ich lasse mich nicht mehr einschüchtern! Hat Ihnen das der Landrath gesagt?

— Ja.

— Gut, so sagen Sie ihm von meiner Seite, daß diesen Abend oder morgen früh der Wechseldiener ihn in das Schuldgefängniß schleppen würde. Herzog ist fort, um die Wechsel einzureichen. Wollen doch sehen, was dieser arme Baron gegen einen reichen Bauer vermag. Herr, ich habe nie auf meinen Geldsack gepocht; aber jetzt will ich darauf herumtrommeln, daß es der ganze Regierungsbezirk hört. Herr Pastor, und Sie geben sich dazu her, eine so lächerliche Drohung mir zu hinterbringen? Friedemann ist kein Verbrecher . . .

— Freund, beantworten Sie mir eine Frage.

— Gern, Freund.

— Was würden Sie mit dem Manne beginnen, der Ihnen Ihr Lottchen entführte?

Albers stutzte.

— Meine Tochter?

— Ihr Lottchen.

— Sie wird sich nicht entführen lassen.

Nehmen wir die Entführung als geschehen an.

— Herr Pastor, Sie sprechen von meinem Sohne...

— Was würden Sie dem Entführer Ihrer Tochter thun? fragte beharrlich der Pfarrer.

— Ich würde ihn züchtigen, wie er es verdiente.

— Dasselbe beabsichtigt der Landrath mit dem Entführer seiner Tochter.

— Herr, Herr ... Friedemann hätte ...

— Antonie von Kirchhaus diese Nacht entführt. Ermessen Sie nun, ob der Baron das Recht hat, seine Gensdarmerie auszusenden, um den Entführer zu verhaften. Das wollte ich Ihnen sagen.

Albers griff mit der Hand an die Stirn.

— Ich weiß nicht, ob ich recht gehört habe, murmelte er; mir ist, als ob man mich zum Besten haben will. Das Rittergut und der Bauernhof sind seit Jahren streng von einander geschieden gewesen — wie ist es möglich, daß die hochnäsige Baronesse sich mit dem Sohne eines Bauern einlassen kann ... und Friedemann, der weiß, wie ich mit dem Nachbar stehe, sollte hinter meinem Rücken ...

— Zweifeln Sie nicht, Albers: Ihr Sohn und Fräulein von Kirchhaus sind in dem Wagen des Teichmüllers davongefahren — Arm in Arm, Brust an Brust, Wange an Wange. Hier vermißt man den Sohn, dort die Tochter. Freund, Sie sind zu sorglos in der Beobachtung

Ihres Sohnes gewesen, den ich stets für einen lockern Zeisig gehalten habe. Während die Väter klagen und jammern, ziehen die Kinder sorglos durch die Welt und lachen über den wohlgelungenen Streich, dessen verderbliche Folgen sich kaum ermessen lassen.

Albers stand auf, öffnete die Thür und rief mit starker Stimme auf die Hausflur hinaus:

— Lottchen! Lottchen!

Dann blieb er vor dem Pfarrer stehen, indem er sagte

— Ich bin nun einmal der ungläubige Thomas, mein verehrter Herr Pastor; aber gedulden Sie sich nur, wir werden bald hinter die Wahrheit kommen. Herzog pflegt zu sagen, die ganze Welt spielt jetzt Komödie — ich lasse mir keine vorspielen. Verlassen Sie sich darauf!

Lottchen war eingetreten. Erschreckt blickte sie den aufgebrachten Vater an. Dann warf sie einen zornigen Blick auf den geistlichen Herrn, der nach ihrer Meinung stets Aerger und Verdruß ins Haus brachte. Auf den freundlichen Gruß des Pastors dankte sie durch ein nachlässiges Kopfnicken.

— Lottchen, fragte barsch der Vater, wo ist Friedemann?

— Du weißt es ja.

— Man hat mir gesagt, er sei zu einer dreitägigen Jagd nach B. gegangen.

— Ich habe Dir gesagt, lieber Vater, was ich weiß.

— Und von wem hast Du das erfahren?

Das arme Lottchen ward verlegen. Ein helles Roth färbte ihre lieblichen Wangen.

— Mädchen belüge mich nicht! rief drohend der Alte. Ich weiß, daß Du die lockern Streiche deines Bruders zu vertuschen suchst, daß Du den Taugenichts stets in Schutz nimmst — Lottchen, es handelt sich um ein Verbrechen! sei offen und wahr. Wo ist Friedemann?

— Um ein Verbrechen? fragte sie schluchzend, und die Thränen brachen aus ihren hellen Augen hervor.

— Wohin ist Friedemann gereis't?

Lottchen trat mit einem Knixe vor den geistlichen Herrn, der, den Knopf seines Stocks an die farblosen Lippen haltend, ruhig der sich entwickelnden Scene zusah.

— Allen Respekt vor Ihnen, Herr Pastor, sagte sie mit vor Zorn bebender Stimme; aber nehmen Sie es mir nicht übel: Sie spielen keine schöne Rolle in unserm Hause. So oft Sie kommen, haben Sie Etwas anzugeben, und heute beschuldigen Sie meinen Bruder sogar eines Verbrechens. Friedemann mag sein wie er will, aber ein Verbrechen kann er nicht begehen, das sage ich, ich, seine Schwester, die ihn ganz genau kennt. Sie haben ihn einen Don Juan genannt — ja freilich, wenn er Ihrer Tochter den Hof machte, die nun bald zu dem alten Regi=

ster gehört, dann würden Sie ihn einen gottseligen Jüngling nennen, der in aller Ehrbarkeit sich eine Lebensgefährtin sucht. Nun, Vater, kennst Du den wahren Grund . . .

Sie konnte vor Erregung nicht weitersprechen. Weinend verhüllte sie das Gesicht mit der weißen Küchenschürze.

Albers, der sein Töchterchen nicht weinen sehen konnte, war weich geworden.

— Lottchen, Lottchen, rief er, Du brauchst Dich nicht so zu ereifern!

— Die Wahrheit muß einmal an das Tageslicht kommen! antwortete sie schluchzend.

— Deshalb habe ich Dich gerufen, mein Kind!

— Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Herr Pastor behauptete, Friedemann hätte geraubt und gemordet, da doch einmal von Verbrechen die Rede ist.

— Er hat geraubt! sagte ruhig, aber bestimmt der Pfarrer.

Lottchen's Hand entsank die Schürze, die sie vor die feuchten Augen hielt. Diese Beschuldigung empörte sie.

— Was? Was? fragte sie mit erstickter Stimme.

— Fräulein Antonie von Kirchhaus.

— Aber Herr Pastor!

— Es ist so, mein liebes Kind. Sie sehen, daß Herr Friedemann auch Sie getäuscht hat.

— Wäre nur der Vetter hier! flüsterte sie bestürzt vor sich hin.

— Weißt Du wirklich *nicht* darum? fragte Albers.

Lottchen legte beide Hände auf den heftig erregten Busen.

— Vater, versicherte sie, sowahr ich vor Dir stehe! Aber, Herr Pastor, Sie sprechen von einem Raube — den wollte ich doch sehen, der mich raubte ohne meine Einwilligung. Ist die Geschichte wirklich geschehen, die Sie erzählt haben, so trägt die Baronesse eben so viel Schuld als mein Bruder, vielleicht noch mehr. Hier ist der Zettel, den ich auf Friedemann's Zimmer gefunden habe.

Sie überreichte dem Vater ein zerknittertes Papier.

Dieser las; „Liebe Schwester, sage dem Vater, daß ich nach B. zu einer dreitägigen Jagd gegangen sei. Ich konnte aus Gründen, die ich dir später angeben werde, die Genehmigung des Vaters nicht einholen, den Du, wenn er zürnen sollte, beruhigen wirst. Es gilt, mich als den besten Jäger zu zeigen."

Der Pfarrer hatte seinen Platz verlassen.

— Was gedenken Sie zu thun, mein lieber Freund? fragte er, indem er nach seinem Hute griff.

— Vor der Hand Nichts! Herzog wird bald zurück-

kehren, mit ihm werde ich überlegen. Herr Pastor, fügte er hinzu, als ob ihm plötzlich ein Gedanke gekommen wäre, einer Verbindung meines Sohnes mit der Baronesse widersetze ich mich entschieden! Mag der Landrath mit ihm machen, was er will, mag er ihn in das Gefängniß werfen oder mit seiner Tochter heimlich trauen lassen — das Letztere wünscht man vielleicht, um die Wechsel aus der Welt zu schaffen, da es mit den Drohungen nicht gehen will — ich söhne mich nie mit dem Manne aus, der mir seit beinahe zehn Jahren das Leben verbittert hat. Auge um Auge, Zahn um Zahn! O, ich durchschaue Alles, fuhr er fort, als er sah, daß der Pastor reden wollte. Ich durchschaue die saubere Geschichte. Man lockt den Sohn, um den Vater zu kirren — das, Herr Pastor, ist des Pudels Kern, wie mein Freund Herzog sagt. Doch genug — ich sende einen Boten nach B . . . wir werden ja sehen. Ist Friedemann wirklich in die Schlinge gegangen, so hat man ihn allein gefangen. Aber merkt's Euch Alle: Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Albers ist ein guter Kerl, das weiß unser ganzes Dorf; aber er läßt sich nicht übertölpeln.

Der Pfarrer warnte noch einmal vor zu raschem Handeln, indem er zugleich des Sohnes Ehre und Glück zu bedenken gab.

— Ich bleibe fest! war die Antwort des aufgebrachten

Albers. Meinem leichtsinnigen Sohne zu Liebe weiche ich kein Haarbreit von dem Wege ab, den zu gehen ich mir vorgenommen habe!

— Sie sind ein Christ, Albers . . .

— Ja, das bin ich, und es ist mein Bestreben, ein recht guter Christ zu sein.

— Vergelten Sie Gleiches mit Gleichem.

— Ah, pfeift's nun aus diesem Loche? Es ist doch seltsam, wie schnell sich der Wind dreht. Herr, gestern hat mich der Landrath zu Gefängnißstrafe verurtheilt!

— Man wird Sie nicht behelligen, ich verbürge mich dafür.

Der Landmann stämmte beide Fäuste in die Seite, trat vor den Pfarrer hin und fragte:

— Herr Pastor, was würde geschehen, wenn der Landrath nicht mein Schuldner wäre? Was würde er Ihnen antworten, wenn Sie bei ihm für mich ein gutes Wort einlegten? He? Da würde es heißen: ich muß den Gesetzen Geltung verschaffen, damit die Bauern nicht so übermüthig werden. Ordnung muß sein, ohne Ordnung kann der Staat nicht bestehen — Herr Pastor, der Baron würde Ihnen haarscharf beweisen, daß ich ein staatsgefährlicher Verbrecher, ein gräßlicher Mensch bin. Hätten Sie ihn gestern gehört, Sie selbst würden mich verachten. Und wer bin ich denn heute? Bin ich etwa ein Anderer

geworden, weil ich gewisse Wechsel kaufen konnte? Das ist mir eine schöne Gerechtigkeit, die sich einschüchtern läßt. O, was doch das liebe Geld für eine große Macht hat! Es gab eine Zeit, in welcher der Baron sagte: der Bauer muß fort aus dem Dorfe — und er suchte Prozesse hervor, um mich zu ruiniren, ja, Herr, Prozesse, auf die nur ein verschmitzter Advokat verfallen konnte. Ich habe den Kopf noch oben; wie steht es aber mit dem Baron?

— Albers, seien Sie klug, Sie bringen den Baron zum Bankerot und Ihre Wechsel bleiben unbezahlt.

— Gut, so bleiben sie unbezahlt; ich kann den Verlust verschmerzen.

— Denken Sie an Ihren Sohn!

— Herr Pastor, ich denke an meinen Sohn, an meine Tochter, an den Baron, an die Kirche, an Alles — und darum bleibt es beim Alten.

Er lüftete seine Mütze und verließ das Zimmer.

Nun wandte sich der Schwarzrock an Lottchen.

— Mein liebes Kind, suchen Sie den aufgeregten Vater zu beruhigen, es ist nicht gut für Ihren Bruder, daß man bis zum Aeußersten geht.

— Ich werde thun was möglich ist.

— Das lohne Ihnen Gott!

Der Pfarrer verließ das Gut und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Er wunderte sich nicht über den Aus-

gang seines Unternehmens, denn er mußte sich sagen, daß der Verstand des Landmannes richtig urtheilte. Der übermüthige Baron hatte ihm seit langer Zeit übel mitgespielt.

Lottchen hatte ihm durch das Fenster nachgesehen.

— Friedemann, flüsterte sie vor sich hin, soll die Baronesse entführt haben! Nun wird mir Manches klar! Antonie von Kirchhaus ist ein bildschönes Mädchen — ach, ich wollte, es wäre wahr! Welch ein Glück, wenn der Vater und der Baron sich versöhnen müßten, um die Entführungsgeschichte mit einer Heirath zu schließen. Friedemann ist ganz dazu geschaffen, eine Baronesse zu heirathen. Aber ich glaube noch nicht daran; die Edelleute sehen stolz auf die Bauern herab und schämen sich, mit ihnen in näheren Verkehr zu treten.

Sie suchte den Vater auf, den sie in dem Garten fand.

Der Pfarrer hatte das Schloß erreicht. Als er die Stufen der Freitreppe hinanstieg, sprengte ein Reiter in den Hof, ein Bediente in einfacher Livree. Nachdem der Reiter sein schaumbedecktes Pferd an das Eisengitter gebunden hatte, betrat er, mit dem Pfarrer zugleich, die Hausflur.

— Ich suche den Herrn Baron von Kirchhaus.

— Woher kommen Sie, mein Freund? Was wollen Sie bei dem gnädigen Herrn?

Der Bote holte einen Brief aus der Tasche.

— Wo finde ich den Herrn Baron? fragte er. Ich selbst muß ihm diesen Brief überreichen.

— Der Herr Baron ist krank.

— Der Brief ist von großer Wichtigkeit.

— Wer sendet ihn?

— Mein Herr, der Justizrath W. Ich sollte mein Pferd nicht schonen, um so rasch als möglich hier anzukommen. Und dann soll ich mir die richtige Ablieferung bescheinigen lassen.

— Geben Sie mir den Brief.

Der Diener zögerte.

— Verzeihung lieber Herr . . .

— Ich bin der Ortspfarrer und will dem Kranken so eben einen Besuch abstatten. Ein Fremder kann nicht vorgelassen werden; aber ich verbürge mich dafür, daß der Brief in die Hand des Adressaten gelangt.

Der Bediente hatte großen Respekt vor dem geistlichen Herrn; er gab ihm den Brief mit der Bitte, ihn so bald als möglich zu befördern.

Bella, die ihn vom Fenster aus bereits gesehen hatte, kam eilig die Treppe herab. Er berichtete die Ankunft des Eilboten.

— Das hat Etwas zu bedeuten! flüsterte die ängstliche Baronesse.

— Ohne Zweifel, meine Gnädige. Vielleicht bringt der Brief eine gute Nachricht . . .

— Ich glaube es kaum. Ach, mein guter Bruder befindet sich in einer Aufregung, daß *ich ihn wenigstens heute* vor jedem neuen Einflusse schützen *möchte*.

— Diesen Brief muß er lesen, meine Gnädige; er kommt von dem Justizrathe W.

— Dem Rechtsanwalte meines Bruders. Verehrter Freund, begleiten Sie mich in das Zimmer. Sie sind unser Seelsorger, unser Hausfreund — bleiben Sie mir zur Seite!

— Wie es mein Wunsch und meine Pflicht ist! Die trüben Tage werden vorübergehen, denn nach dem Regen folgt der heitere Sonnenschein. Es ist dies ein unumstößliches Naturgesetz.

— Ist es Ihnen gelungen, den störrigen Nachbar zu bekehren?

— Leider nein! Es giebt keinen gefährlicheren Menschen, als einen reichen Bauer. Ich werde zu wirksameren Mitteln greifen müssen.

Bella seufzte tief und schwer. Sie ging voran, der Pfarrer folgte. Beide lauschten an der Thür des Zimmers, das der Baron bewohnte. Nichts regte sich. Bella sah ihren Begleiter ängstlich an. Dann klopfte sie.

Es erfolgte keine Antwort.

Jetzt klopfte der Pfarrer.

Als auch nun keine Antwort erfolgte, wollte die Baronesse öffnen — die Thür war verschlossen.

— Florentin! rief sie zitternd. Deine Schwester überbringt Dir einen Brief.

Nun ließen sich Schritte vernehmen. Die Thür ward geöffnet und der Baron stand an der Schwelle. Er sah bleich und verstört aus.

— Auch Sie, Herr Pastor? fragte er wie unwillig.

— Gestatten Sie mir, gnädiger Herr, daß ich Ihnen nach Kräften diene. Das Trübsal ist über Sie hereingebrochen, die Sonne des Glücks wird von düstern Wolken bedeckt und in der Ferne grollen die Wetter, die der Herr denen sendet, die er lieb hat.

— Du bringst mir einen Brief, Bella . . .

— Von Deinem Rechtsanwalte — hier ist er.

— Ein reitender Bote brachte ihn, fügte der Pfarrer hinzu, ich habe es übernommen, ihn an die Adresse zu befördern.

Der Baron war zurückgetreten, hatte das Siegel erbrochen und las, während die beiden andern Personen ihn beobachteten. Hätte nicht ein leises Zucken der Lippen seine innere Erregung verrathen, man hätte ihn für vollkommen ruhig halten können. Er las lange; dann ver-

barg er das Papier in der Brusttasche seines schwarzen Fracks.

— Gnädiger Herr!

Der Baron fuhr auf, als ob er aus einem Traum erwachte.

— Der Bote bittet um eine Empfangsbescheinigung.

Der gnädige Herr ging festen Schritts zu seinem Büreau, ergriff die Feder und schrieb. Dann übergab er das Papier dem Pfarrer, der sich entfernte, um es dem Boten einzuhändigen.

— Hast Du gute Nachricht empfangen, Bruder? fragte Bella.

— Nun ja! Schwester!

— O wie freut mich das!

— Mein Rechtsanwalt ist ein guter Mann, ein tüchtiger Advokat, der mich sicher zu stellen sucht? Wo ist der Bote?

— Draußen.

— O wie zerstreut ich bin!

— Hast Du ihm noch einen Auftrag zu ertheilen?

— Er soll einen Brief mit zurücknehmen.

— So ruf ich ihn.

Bella verließ das Zimmer. Der Baron siegelte rasch ein Paket, schrieb die Adresse und überreichte es dem eintretenden Boten mit den Worten:

— Für den Herrn Justizrath! Herr Pastor, fuhr er mit einem Anfluge von Heiterkeit fort, meine Angelegenheiten sind nun geordnet und die dringendsten Geschäfte abgemacht — ich bin abgespannt, habe Kopfschmerz — die frische Luft wird mir wohlthun — ich bitte, begleiten Sie mich auf einem Spaziergang durch den Birkenwald.

— Befehlen Sie, gnädiger Herr und ich gehorche mit Freude.

Bella warf sich an die Brust des Bruders.

— So recht, Florentin! Erhole Dich in der freien Natur; diesen Abend berathen wir gemeinschaftlich, und der Herr Pastor ist unser Gast bei Tische.

Er küßte die Stirne Bella's und entwand sich mit sanfter Gewalt ihrer Umarmung. Dann trat er in das angrenzende Kabinet, um gleich darauf mit einem Oberrocke bekleidet wiederzuerscheinen.

— Ich bin fertig! Bella, verschließe mein Zimmer. Den Schlüssel werde ich mir von Dir zurückerbitten.

Die drei Personen traten durch das Vorzimmer auf die Hausflur. Die Baronesse eilte leichten Herzens die Treppe hinan, nachdem sie dem Bruder noch einmal die Hand gereicht hatte.

— Herr Pastor!

— Gnädiger Herr?

— Sie opfern mir heute den Tag . . .

— Mit Vergnügen, Herr Baron.

— Gehen wir durch meine Büreaux, wo ich noch einige Befehle zu ertheilen habe.

Sie betraten den Theil des Erdgeschosses, der das Landrathsamt enthielt. Die Schreiber waren in voller Thätigkeit. Einige Bauern, die Termin hatten, erhoben sich ehrerbietig, als der Landrath eintrat. Der Gensdarmen-Wachtmeister grüßte militärisch. Der Baron sah ernst und streng aus, wie immer.

— Wo ist der Kreissekretair?

— Hier, gnädiger Herr.

Ein kleines, schmächtiges Männlein mit grauen Haaren und einem weißen, zusammengeschrumpften Gesichte trat hinter dem vergitterten Schreibtische hervor. Sein Kopf war lang und eckig. Die Stirn war fast eben so groß als der übrige Theil des Gesichts. Ueber den kleinen schwarzen Augen, die wie Kohlen aus den tiefen Höhlen hervorblitzten, lagen die Brauen wie borstige Raupen. Seine Toilette unterschied sich von der der übrigen Arbeiter durch Sauberkeit.

— Sind Sachen von besonderer Wichtigkeit eingegangen?

— Nein, Herr Baron.

— Wie spät ist es?

— Halb fünf Uhr, Herr Baron.

— Lassen Sie sofort den Gutsbesitzer Albers verhaften; er soll heute noch die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe antreten.

Er ertheilte diesen Befehl so laut, daß er in allen Zimmern vernommen werden konnte.

— Der Rekrut Leo Bonhorst, fuhr er fort, soll durch den Kreisphysikus untersucht und an das nächste Militair-Lazareth abgeliefert werden, wenn er den Marsch zu seinem Regimente nicht antreten kann. Der Wachtmeister erhält eine schriftliche Ordre.

Der Kreissekretair wunderte sich nicht, wie die übrigen Schreiber; er begann auf der Stelle die Instruktionen seines Gebieters zur Ausführung zu bringen. Das stets dienstwillige Werkzeug war nicht gewohnt, eine Kritik zu üben oder die Verhältnisse zu erwägen. Sein Vorgesetzter schätzte ihn als einen seltenen Büreau-Menschen, der sich vom Kopisten bis zu dieser Stelle emporgearbeitet hatte.

— Ah, dachte der erstaunte Pfarrer, die Dinge haben sich rasch geändert und Albers, der hochmüthige Bauer, wird es bereuen, mich mit meiner Fürsprache abgewiesen zu haben. Hier reiben sich zwei harte Steine aneinander — sehen wir zu, welcher von ihnen zerspringt.

Er folgte dem Baron, der durch den Schloßgarten den Weg nach dem Birkenwäldchen einschlug. Die Luft war kalt, aber klar und rein. Die Sonne, die sich zur Rüste

neigte, hatte keine Gewalt mehr. Von Zeit zu Zeit fuhr ein schneidender Windstoß durch das mit dürrem Laube angefüllte Thal.

Die beiden Männer gingen schweigend weiter. Sie überschritten den Weg, auf dem Friedemann seine Antonie wiedergefunden, und verfolgten den Pfad am Ufer des murmelnden Bachs entlang. Hier herrschte eine völlige Stille, der Wald und die Berge schützten vor dem Winde. Eine Störung durch Spaziergänger war nicht zu fürchten.

— Herr Pastor, begann der Baron, Sie kennen den Grafen von Biberstein?

— Ja, gnädiger Herr, ich habe die Ehre.

— Was halten Sie von dem Manne?

— Ah, Herr Baron, das ist eine Frage . . .

— Die ich Sie mir unumwunden zu beantworten bitte. Wir sind allein, Niemand hört uns — ich möchte über diesen Mann in's Klare kommen.

— Herr Baron, Sie wissen, wie gern ich Ihnen in allen Stücken zu Diensten bin; aber hier muß ich schweigen, denn ich kenne den Herrn Grafen nicht genug, um ihn richtig beurtheilen zu können. Es widerstrebt meinem Gefühle und würde einem Geistlichen übel anstehen, über Leute zu urtheilen . . .

— Gut, so hören Sie mich an.

— Ich bin ganz Ohr.

Der Pfarrer sah verstohlen seinen Begleiter an, der ruhig, die Hände auf den Rücken gelegt, neben ihm ging. Sein Gesicht war, wie man es stets gesehen, ernst und streng.

— Mir ist bekannt, begann nach einer Pause der Baron wieder, daß Frau von Walesrode sich Ihres geistlichen Rathes und Zuspruchs bediente, daß Sie mit einem Worte das unbegrenzte Vertrauen der alten seltsamen Dame genossen, die sich durch die Wände ihres Schlosses von der Welt trennte, um ein beschauliches Leben zu führen.

— Frau von Walesrode war eine fromme Dame! sagte salbungsvoll der Pfarrer. Ihr Andenken wird gesegnet sein, so lange Lippen ihren Namen nennen. Wer wie sie in christlicher Demuth lebte und Wohlthaten auf alle Pfade streuete, geht sicher in den Himmel ein, auf den Frau von Walesrode gehofft hat.

— Das scheint mir nicht so, Herr Pastor.

— Was?

— Daß die Alte auf die Freuden des Himmels gehofft hat.

— Geben Sie mir gefälligst die Gründe zu dieser Präsumtion an.

— Wer die ewigen Strafen nicht fürchtet, kann auch auf die ewigen Freuden nicht hoffen.

— Dieser Satz, Herr Baron, ist unumstößlich.

— So glaube ich.

— Wie aber findet er Anwendung auf Frau von Walesrode? fragte der Pfarrer in fieberhafter Spannung.

— Ottokar von Walesrode, der Gatte jener Alten, von der wir sprechen, war ein ehrenhafter, aber sehr beschränkter Edelmann. Er kam als ganz junger Mann in den Besitz des väterlichen Gutes und ward mithin selbstständig. Sein schönes Gut sah er höchstens einige Wochen im Frühlinge, den Winter lebte er als Kavalier in der Residenz und den Sommer verbrachte er in irgend einem großen Bade. Kennen Sie vielleicht die Jugendjahre Ottokars?

— Nein, Herr Baron, nein!

— Eines Tags kündigt ein Brief dem Haushofmeister an, daß er dem Gutsherrn, der mit seiner jungen Gattin eintreffen würde, einen festlichen Empfang vorbereiten solle. Ottokar hatte sich, man wußte nicht wo, verheirathet. Er kommt an, und alle Welt ist erstaunt über die Frau, die, obgleich fünf bis sechs Jahre älter als der Mann, dennoch von blendender Schönheit ist. Ich war damals noch sehr jung, aber ich erinnere mich, daß Frau von Walesrode einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ihr Benehmen war nicht nur liebenswürdig, es zeigte auch von einer überaus feinen Bildung. Schon nach kurzer

Zeit hatte sie sich die Herzen Aller erworben, die sie kennen lernten. Man hielt Ottokar für den glücklichsten Gatten, aber er war, wie sich später herausstellte, sehr unglücklich, denn eine maßlose Eifersucht verzehrte ihn, die auch dann nicht gemildert ward, als Ulrike, so hieß die Dame, der Welt einen Sohn schenkte. Ihr Vorgänger, Herr Pastor, hat den jungen Weltbürger in der Kapelle von Walesrode getauft und ein fürstlicher Prinz war sein Pathe. Das Pathengeschenk bestand in nichts geringerem, als in den Feldmarken, Waldungen und Wiesen, die der alte Graf von Biberstein, der Vater meines Freundes, zu veräußern gezwungen war. Der Prinz kaufte diese herrlichen Grundstücke und schenkte sie seinem Pathen, jedoch mit der Bedingung, daß Ulrike den Nießnutz bis zur Großjährigkeit des Pathen als Nadelgeld haben, und wenn der Pathe stürbe oder sich nach dem Ermessen der Mutter des Geschenks unwürdig zeigte, auf Ulriken als unbestrittenes Eigenthum zurückfallen solle. Ottokar war so glücklich über diese fürstliche Huld, daß er die Zurücksetzung, die für ihn in dem Handel lag, nicht merkte. Es mag auch wohl seine Beschränktheit das Ihrige dazu beigetragen haben. Walesrode war nun eine Besitzung geworden, wie es im ganzen Lande keine zweite gab. Die Revenüen derselben gestatteten ein fürstliches Leben; aber Ulrike, die eben so geizig, als schön war, häufte Schätze auf Schätze,

anstatt des Reichthums froh zu werden und hielt selbst Ottokar in Schranken, die von der Wucht ihres Pantoffels zeugten. Die Familie Walesrode lebte still für sich; sie unterhielt fast gar keine Bekanntschaft. Mancherlei Gerüchte verbreiteten sich über diese Zurückgezogenheit, mancherlei Vermuthungen über die Herkunft der Frau von Walesrode wurden laut, welche eben nicht zum Vortheile der Dame sprachen, die ihrem Gatten nach Jahresfrist noch eine Tochter schenkte.

Ich gehe nun über eine lange Zeit hinweg. Ottokar, obwohl noch ein Mann in seinen besten Jahren, war eisgrau geworden und sein Gesicht bedeckten unzählige Runzeln. Einige meinten, eine schleichende Krankheit nage an seinem Marke; Andere behaupteten, er sei ein frommer Schwärmer, der seinen Leib kasteie. Ueber den Zustand des Geistes waren alle Stimmen einig: Ottokars Beschränktheit hielt mit der Hinfälligkeit des Körpers gleichen Schritt, er ward nach und nach geistesschwach. Ulrike verbarg ihren Mann sorgfältig vor den Augen der Welt, ob aus Eitelkeit oder aus einem andern Grunde, ist bis jetzt unentschieden geblieben. Um diese Zeit starb mein Vater, und ich verließ das Regiment, um Gutsherr zu werden. Eines Tages machte ich einen Ritt durch die Felder, die ich genau kennen lernen wollte, denn ich hatte die Absicht, die Kultur rasch zu heben. Ein großes Feld-

stück, das mir vorzüglich werth war, grenzt an den herrlichen Wald, den der Prinz seinen Pathen geschenkt hat. Ich übergab mein Pferd dem Reitknechte, um die zweifelhaft gewordene Grenze näher zu betrachten. Während ich an dem Waldreine hinging, hörte ich ein Murmeln, das wie ein Gebet klang. Der Betende war Ottokar von Walesrode, der am Stamm einer Eiche auf den Knien lag. Der Mann sah gräßlich aus. Mann hätte ihn für einen Gefangenen halten mögen, der jahrelang im Kerker geschmachtet hat. Haar und Bart waren lang gewachsen; die großen Augen lagen tief in den Höhlen und die Farbe des verknöcherten Gesichts war aschgrau. Der arme Mann ließ sich durch meine Ankunft nicht stören, er breitete die Arme aus und sprach mit lauter Stimme einen Psalm. Ich redete ihn an, um volle Gewißheit über seine Person zu erlangen.

„— Herr von Walesrode?

„— Der bin ich! antwortete eine dumpfe Stimme. Wer aber bist Du, der Du es wagst, meine Andacht zu stören?

Aus dieser Frage ließ sich der religiöse Schwärmer erkennen.

„— Ich bin Ihr Nachbar, lieber Herr!

Er mußte sich lange besinnen, ehe er meinen Namen nannte. Nun gab ich ihm die Absicht zu erkennen, eine

Regulirung der Grenze vorzunehmen. Zugleich deutete ich an, daß einige der Eichen zu meinem Territorium gehörten, auch die, unter deren Zweigen er betete. Sein Gesicht verfinsterte sich.

„— Wünsche keinen Zollbreit von diesem Walde! murmelte er.

„— Warum?

„— Es ruht ein Fluch darauf.

„— Das begreife ich nicht.

„— Ich wäre glücklich, wenn mein Sohn nie eine Scholle dieses Bodens besessen hätte!

„— Ein Prinz hatte ihm das großartige Geschenk gemacht.

Ottokar schauderte zusammen.

„— Der Prinz! der Prinz! rief er aus.

Dann legte er die Stirn in das grüne Moos des Bodens. Ich hörte das er weinte. Der Mann mußte doch wohl nicht so blödsinnig sein, als ihn die Welt ausschrie. Er erregte mein inniges Mitleiden. Als ich ihm freundlich zuredete, erhob er sich wieder. Nun glüheten seine Augen in einem unheimlichen Feuer, seine Lippen zuckten wie im Krampfe und seine hagern Hände bebten.

„— Laß mich nun, Freund, daß ich meine Büßung vollende! bat er traurig. Ich bin ein großer Sünder,

und wer gesündigt hat, muß büßen, so schreibt es die Bibel vor.

„— Was haben Sie denn gethan? fragte ich theilnehmend.

Ottokar sah mich mit wirren Blicken an.

„— Was ich gethan habe? wiederholte er.

„— Eröffnen Sie mir Ihr Herz, wenn es Ihnen Trost gewähren kann.

„— Ich finde nur Trost in der Hoffnung auf das ewige Leben, und Ruhe im Grabe. Das irdische Dasein ist mir eine Last — o, könnte ich sie abwerfen.

„— Herr von Walesrode, ein Mann, der eine tugendhafte Frau besitzt, kann nur glücklich sein.

Er neigte schmerzlich sein bleiches Haupt.

„— Meine Ulrike ist ein Muster von Weib, sie lebt nach dem Gebote Gottes, tröstet die Unglücklichen, kleidet die Nackten, speist die Hungrigen und kasteiet ihren Leib. Ach, sie seufzt Tag und Nacht nach dem göttlichen Manna: Aber ich bin ein großer Sünder! Herr Gott, erbarm dich meiner und nimm mich zu dir!

Ottokar starrte in das von der Abendsonne beschienene Gebüsch; er lächelte selig wie ein Verzückter, der den Himmel offen sieht.

„— Dort, dort! flüsterte er, die Arme ausbreitend.

„— Was ist das?

„— Siehst Du Nichts?

„— Nein.

„— Die Zweige bewegen sich — das Dunkel weicht — die himmlische Sonne strahlt — nun kommen die Genien — die Engel mit den blonden Locken — sie tragen Palmenzweige und legen sie auf ein Grab — das Grab öffnet sich — Ulrike entsteigt dem Grabe — sie hat Flügel — ein durchsichtiges Silberkleid — und ihre Füße, Feenfüße — sie schwingt sich empor auf den Baum — der Zweig senkt sich und steigt empor . . .

Ich kann nicht alle Worte des Geistesschwachen wiederholen, die mir damals unverständlich waren, nur kurz will ich Ihnen den Verlauf dieser Scene erzählen, die eine tiefe Bedeutung hatte. Ottokar's Verzückung ging nach und nach in eine Art Raserei über, er klagte sich des Mordes des Prinzen an, verwünschte seine Frau, seine Kinder, sich selbst, den Wald, die Wiesen, und begann schließlich einen Tanz, der mich zwar Anfangs zum Lachen reizte, später aber mit Entsetzen erfüllte. Der Wahnsinnige tanzte, bis er zu Boden sank. Da lag er wie leblos. Noch überlegte ich, wie ich ihn fortschaffen könnte, als es im Walde lebendig ward. Ulrike, zu Pferde, erschien auf dem Platze. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit sprang sie zu Boden und eilte zu ihrem ohnmächtigen Manne. Ich habe nie einen größeren Schmerz gesehen, als den

Ulriken's. Sie weinte und jammerte laut, klagte sich als die Mörderin des Gatten an, da sie ihn nicht sorgfältiger bewacht habe, küßte seinen bleichen Mund, horchte, ob sein Herz nicht stillstände, wühlte mit ihren weißen Händen in seinen grauen Haaren, begann zu beten und schloß mit dem lauten Absingen eines Psalms. Ich hielt auch sie für geistesschwach. Als Ottokar die Augen öffnete, brach sie in lauten Jubel aus. Beide umarmten sich. Es war eine rührende Scene. Weinend lagen sie Brust an Brust. Plötzlich stieß Ottokar seine Frau von sich und rief mit schneidender Stimme: hinweg Dämon, du hast mich zum Mörder des Prinzen gemacht! Rühre mich nicht an, oder ich zerschmettere dir das Sirenenhaupt.

Bei dieser Drohung blieb es. Ulrike sah ihren Mann mit wahren Basiliskenblicken an, mit so stechenden, drohenden Blicken, daß er wie vernichtet vor ihr niedersank.

„— Ulrike, rief er wimmernd, Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!

Dann umschlang er ihre Kniee und küßte ihr die Füße, die mit glänzenden Stiefelchen bekleidet waren. Und ich mußte mir sagen, daß Ulrike, die in einem eleganten Reitkleide vor mir stand, trotz ihrer Jahre eine pikante Schönheit war. Des Kranken hatte sich eine Art apathischer Ruhe bemächtigt, er lächelte, als ob er eine That begangen, die seine Zufriedenheit erregte; er ward selbst ga-

lant gegen seine Frau, und mich lud er ein, ihm nach seinem Schlosse zu folgen. Ich wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Ulrike's Bitte entschied — ich begleitete das seltsame Paar nach Walesrode, das ich früher nie betreten hatte. Den Glanz, den ich hier erblickte, und der allen verborgen blieb, schildere ich Ihnen nicht. Gleich nach unsrer Ankunft ward Ottokar auf sein Zimmer gebracht und einem Diener übergeben. Ulrike lud mich zum Nachtessen ein. Bei Tische weinte sie heiße Thränen über das traurige Schicksal, das ihren Mann betroffen und mit rührender Innigkeit bat sie mich, über die entsetzliche Scene im Walde Schweigen zu bewahren, damit der leicht erregbaren Medisance nicht Nahrung gegeben werde. Sie habe, fügte sie hinzu, ihr Elend mit kummervollem Herzen zu verbergen gesucht und sie fände nur darin einen Trost, daß sie Kraft und Muth habe, den Unglücklichen zu pflegen. Und ich, Herr Pastor, hatte wirklich Mitleid mit der schwer geprüften Frau, zumal wenn ich die blühenden, schönen Kinder ansah, denen man den wahren Zustand des Vaters zu verbergen suchte.

Ich ordnete mit Ulriken die Grenzangelegenheiten und muß bekennen, daß ich in ihr eine uneigennützige Dame fand. Sie gab ihrem Verwalter Auftrag, jedem meiner Wünsche nachzukommen.

In demselben Jahre trat ich meinen Posten an. Als

Beamter kam ich oft in Berührung mit Walesrode, das stets dem Adel der Nachbarschaft verschlossen blieb. Ulrike that den zahlreichen Armen Gutes, lebte still für sich und pflegte den kranken Gatten, den man eben so wenig sah, als die Gattin.

Um diese Zeit, Herr Pastor, übertrug ich Ihnen das Pfarramt in Hochstädt.

— Wofür ich Ihnen ewig dankbar bin, warf der Geistliche ein.

— Sie werden Gelegenheit finden, Ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen.

— Befehlen Sie, Herr Baron!

— Doch, dort ist die Teichmühle, und wenn ich nicht irre, steht der Sohn des Müllers an der Schleuße.

— Es ist Konrad, den ich, wenn sie es erlauben, examiniren werde.

— Ich ersuche Sie selbst darum.

Als Konrad die beiden Männer erblickte, die aus der Biegung des Wegs hervortraten, wollte er sich zurückziehen. Der Pastor rief, daß er bleiben möge. Der junge Mann lehnte sich auf das Wehr, durch das sich das Wasser aus dem Teiche auf das Mühlrad stürzte. So erwartete er die Männer, die nun auf den Weg traten.

Konrad zog ehrerbietig seine weiße Mütze. Ein hübscher Krauskopf ward sichtbar.

— Mein Sohn, Du hast Dich diesen Morgen eines Vergehens schuldig gemacht, begann feierlich der geistliche Herr, eines Vergehens, das ernste Strafe nach sich zieht. Ich lese in Deinen verlegenen Mienen, daß sich das Gewissen regt — Konrad, mildere Deine Schuld durch ein offenes Bekenntniß!

— Von welcher Schuld sprechen Sie denn, Herr Pastor? fragte der junge Mann.

— Du hast Friedemann Albers, deinem Freunde, die Hand zu einem sträflichen Beginnen geboten.

Konrad schüttelte sein mit Mehlstaub bedecktes Haupt.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Pastor.

— Verstockter Sünder!

— Sie ereifern sich, Herr Pastor, als ob ich . . .

— Herr Baron, der Mensch will leugnen! rief entrüstet der Pfarrer. Er will ableugnen, daß er diesen Morgen, als kaum die Sonne erwacht war, mit dem Wagen, der dort im Hofe steht, zwei Flüchtlinge heimlich fortgeschafft hat!

Der junge Müller stützte sich auf die Schleuse, indem er mit fester Stimme sagte:

— Herr Pastor, wenn ich Friedemann Albers gebeten hätte, mich einige Meilen mit seinem Geschirre zu fahren, er würde bei Nacht und Nebel angespannt haben. Dasselbe habe ich gethan, ohne zu fragen, warum.

— Wohin hast Du den Freund gefahren?

— In B. ist er ausgestiegen.

— Allein?

— Nein.

— Wer war bei ihm?

— Eine Dame.

— Kennst Du diese Dame?

— Nein.

— Konrad lüge nicht!

— Herr Pastor, ich bin Soldat gewesen — wenn Sie mich so anfahren, antworte ich gar nicht.

Er wollte sich entfernen.

— Bleibe! befahl jetzt der Baron. Wer war die Dame? fragte er barsch.

— Eine Schauspielerin, Herr Landrath.

Der Baron sah den Pfarrer verwundert an. Der Letztere schüttelte mit ungläubigen Mienen den Kopf und legte seine hagern Hände auf den Knopf des Stockes.

— Er lügt! er lügt! murmelte er.

— Wenn Sie es besser wissen als ich, warum fragen Sie mich denn? fragte der Müller trotzig.

— Mein Freund, fuhr der Baron auf, man wird ihn beistecken lassen.

— Oho! rief Konrad, der sich nicht einschüchtern ließ. Bei dem Einstecken muß ich doch auch sein! Friedemann

hat mir gesagt, daß er eine reisende Schauspielerin fortschaffe, und wenn er gelogen hat, so lüge ich wieder. In B. sind Beide ausgestiegen; wohin Sie gegangen sind, weiß ich nicht. Der Dame habe ich nicht unter den Schleier gesehen, den sie vor dem Gesichte hatte. Und nun bin ich fertig. Das was Friedemann Albers thut, wird er selbst verantworten.

Der Landrath forderte den Pastor auf, ihm zu folgen. Sie traten den Rückweg nach Höchstädt an.

— Geht nur, murmelte Konrad ihnen nach, von mir erfahrt ihr nicht mehr, als ihr wissen sollt. Und wenn der Landrath alle seine Gensdarmen ausschickt, seine Tochter bekommt er sobald nicht wieder. Es wäre eine Sünde und eine Schmach, wenn das liebe Fräulein an den scheußlichen Grafen verkuppelt würde, den ich je eher je lieber in den Teich stürzte, wenn ich ihn hätte.

Und er ging lachend in den Mühlhof, wo er einem Knechte Befehle ertheilte.

Es war indeß dämmerig geworden. Die weißen Birken, die rechts und links am Wege standen, schimmerten wie phantastische Nebelgestalten. Der Bach rauschte und in den Wipfeln der Bäume raschelte der Abendwind, der kalt von dem Dorfe her wehete.

— Herr Baron, begann der Pfarrer nach einer län-

gern Pause, Ulrike von Walesrode ist eines seligen Todes gestorben . . .

— Wissen Sie das? fragte mit Ironie der Landrath.

— Ich habe ihre Beichte empfangen, und sie auf das Hinscheiden vorbereitet. Sie starb im Glauben an ihren Erlöser und in der Hoffnung auf ein ewiges Leben, den Tod der Gerechten.

— Hören Sie weiter, lieber Freund . . .

— Ich bin begierig, Herr Baron.

— Vielleicht ändern Sie Ihre Ansicht über die Dame, die der Kirche Geschenke gemacht und den Armen Wohlthaten erwiesen hat. Nicht lange nach der Grenzregulirung wird eines Abends im Landrathsamte die Meldung gemacht, daß der Herr von Walesrode, der sich heimlich aus dem Schlosse entfernt, in dem angrenzenden Gehäge erschossen gefunden worden sei. Ich begab mich, wie es meine Pflicht war, nach dem Orte der That. Man hatte den Betroffenen in das nahe Hirtenhäuschen gebracht, wo ihn der Dorfwundarzt behandelte. Ottokar lebte noch. Ulrike kniete, der Verzweiflung nahe, an seinem Lager. Die Frau liebte den Wahnsinnigen noch, der ihr seit Jahren das Leben verbitterte; sie bat den Arzt in rührenden Tönen, dem Verwundeten das Leben zu retten, und mich beschwor sie, den Schuldigen zu ermitteln und streng nach den Gesetzen zu bestrafen. Auch klagte sie den Himmel

an, der einen solchen Frevel zugelassen habe. Kurz, Herr Pastor, die Frau war in Verzweiflung, sie wußte kaum noch, was sie sprach und that. Da der Verwundete nicht fortgeschafft werden konnte, ließ man ihn in dem Hirtenhäuschen und Ulrike blieb bei ihm. Ich begann meine Forschungen. Die Sonne war untergegangen; der Mond schien hell vom klaren Herbsthimmel herab. Der Ort, an dem Ottokar in seinem Blute gelegen, befand sich vielleicht dreihundert Schritte von dem Hause; man sah deutlich die Spuren auf dem weißen Fußpfade, der sich an einer starken Brombeerhecke hinzog. Die Hecke, im rohen Zustande, schloß eine Kuhweide ein. Auf der andern Seite befand sich ein weites Stoppelfeld, das sich in's Unendliche ausdehnte. Ich durchsuchte mit meinem Gensdarmen die nächste Umgebung. In dem schwachen Mondlichte ließ sich Nichts erkennen. Nun sandte ich meine Leute aus, etwa Verdächtige zu ergreifen. Ich fragte, ob der Verwundete beraubt sei — man antwortete mir, daß er nie werthvolle Sachen bei sich getragen habe. Mein Sekretär vernahm alle Leute des Schlosses zu Protokolle. Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß Tags zuvor ein fremder Herr zum Besuch im Schlosse gewesen sei. Niemand von den Leuten kannte diesen Herrn, der als ein schöner schlanker Mann mit schwarzem Barte geschildert ward. Er war zu Pferde gekommen und hatte sich wieder entfernt, nachdem er ge-

gen drei Stunden bei der Herrschaft zugebracht. Gegen Mitternacht begab ich mich wiederum in das Hirtenhäuschen. Ulrike saß wie eine Statue des Grams an dem Lager des Gatten, der vor Schmerz laut wimmerte. Die Kugel war ihm durch die rechte Seite der Brust gegangen. Ich schickte den Wundarzt fort und bat Ulriken um Aufschluß über den Besuch.

„— Herr Landrath, rief sie mit Entsetzen, Sie werden doch wohl nicht Verdacht auf den Grafen von Biberstein werfen?

„— Nein, gab ich zur Antwort; aber es ist meine Pflicht, Alles genau ins Auge zu fassen. In welcher Absicht war der Graf bei Ihnen?

„— Er hat mir Briefe aus der Residenz überbracht.

„— Kann ich die Briefe sehen?

„— Mein Gott, muß ich denn meine Familienverhältnisse preisgeben?

Der Verwundete, dessen große Augen in einem unheimlichen Feuer strahlten, hatte dieser Unterredung, wie mir schien, aufmerksam zugehört. Ich wandte mich mit der Frage an ihn:

„— Hegen Sie Verdacht, Herr von Walesrode? Ist Ihnen irgend ein Umstand aufgefallen, der mit der ruchlosen That in Verbindung zu bringen wäre?

Ottokar seufzte einige Augenblicke laut und griff mit

beiden Händen nach der schmerzenden Brust; dann stöhnte er die Worte:

„— Ich sterbe gern ... mein Leben ist längst verwirkt ... es hat Gott gethan, den ich beleidigt habe ...

„— Wodurch haben Sie ihn beleidigt? fragte ich, indem ich mich zu ihm hinabneigte.

Er fuhr mit der Hand über die große Stirn.

„— Laßt einen Geistlichen kommen! bat er wimmernd. Die Augenblicke, die ich noch zu leben habe, sind gezählt ... ich fühle, daß ich sterben muß!

Nun schien eine Ohnmacht seinen Geist zu umstricken, er lag wie leblos mit geschlossenen Augen. Ich sandte sofort einen Wagen ab, der Sie holte. Als Sie kamen, fanden Sie den Kranken in demselben Zustande. Sie erinnern sich doch noch, Herr Pastor?

— Vollkommen, Herr Baron! Jene Nacht in dem Hirtenhäuschen wird mir unvergeßlich bleiben. Als der Morgen dämmerte, kam Herr von Walesrode wieder zur Besinnung. Die junge Sonne beschien das todtbleiche Gesicht eines Sterbenden.

— Die Nähe des Todes übte eine wunderbare Wirkung auf den Geist Ottokars aus ...

— O, Herr Baron, es ist eine unleugbare Thatsache, daß mit dem letzten Aufflackern des Lebens das Gewissen in seiner ganzen Stärke erwacht! sagte salbungsvoll der

Pfarrer. Die Hand des Todes rüttelt den Geist empor, daß er die Körperschmerzen nicht achtet. Dann erwacht die Furcht vor dem ewigen Gericht . . .

— Sollte auch ein Wahnsinniger sich des Scheidens aus diesem Leben bewußt sein?

— Ich glaube, Herr von Walesrode hat es bewiesen.

— Gut, unser Satz ist also axiomatisch geworden: die Furcht vor dem jüngsten Gericht zwingt jeden Sterbenden zur Offenheit, und giebt dem Geiste lichte Augenblicke.

— Der Sterbende verlangte die Beichte und Absolution.

— Und was beichtete er Ihnen?

— Seinen fixen Gedanken! er habe aus Eifersucht den Prinzen ermordet, der Ulriken so große Geschenke gemacht.

Der Landrath blieb stehen und sah den Pfarrer an, dessen Gesicht nur noch in der Nähe zu erkennen war.

— Nichts weiter, Herr Pastor? fragte er mit einigem Nachdruck.

— Ich erinnere mich, gnädiger Herr, daß Sie schon damals forderten, ich solle Ihnen das Beichtgeheimniß preisgeben, damit der Arm der Gerechtigkeit den Mörder ereilen könne. Und damals sagte ich Ihnen, was ich so eben die Ehre hatte, Ihnen zu wiederholen. Die Be-

hauptung des Sterbenden, der Geist des Prinzen habe sich an ihm gerächt, ist eine Ausgeburt seines kranken Hirnes.

— Sie vergessen, Herr Pastor, daß der Geist im letzten Augenblicke noch einmal auflodert.

— Natürlich im kranken Zustande.

— Gut. Hören Sie weiter. Ulrike ließ ihren Mann in der Gruft beisetzen und die irdische Gerechtigkeit überließ die Bestrafung des Mörders der ewigen, da es ihr nicht gelang, irgend eine Spur zu entdecken. Ein dichter Schleier ruhete über dem düstern Geheimnisse. Bei der Aufnahme des Protokoll's mußte ich auch den frühern Stand der Wittwe erörtern, und es ergab sich, daß sie eine Ballettänzerin gewesen war, die den armen Ottokar bis zur Raserei verliebt gemacht hatte. Der Umstand, daß der Unglückliche unter der Eiche tanzte und seiner Frau die Füße küßte, ward mir nun klar, aber auch nicht minder seine Eifersucht auf den Prinzen.

— Eine Ballettänzerin! rief erstaunt der geistliche Herr.

— Und noch dazu eine sehr geschickte, die von dem Hofe und der Residenz ausgezeichnet ward. Die Wittwe begann nun das seltsame Leben, das alle Welt kennt, und vorzüglich Sie, Herr Pastor, der Sie oft mit ihr gebetet haben.

— Eine Ballettänzerin! murmelte der Pfarrer, der sich von seinem Erstaunen kaum erholen konnte.

— Jahre verflossen, Niemand sprach über Walesrode, und Ulrike verstieß ihre beiden Kinder — aus religiösem Fanatismus, wie man sagt.

— Die Tochter hatte einen Katholiken geheirathet, Herr Baron! Denken Sie nur, die Tochter eines protestantischen Edelmannes!

— Ist das ein Grund?

— Frau von Walesrode war eine eifrige Protestantin.

— Aber sie war früher Ballettänzerin gewesen, hatte jenem leichten Völkchen angehört, das das Theater zu seiner Kirche und Lug und Trug zu seiner Lebensaufgabe sich macht. Ich glaube, Herr Pastor, ich wiederhole Ihre eigenen Worte, die Sie mehr als ein Mal auf Dichter und Schauspieler anwendeten.

— Die Wittwe von Walesrode, gnädiger Herr, war eine gläubige, fromme Seele, und Sie war es vielleicht deshalb, weil sie ihr früheres Leben aufrichtig bereuete. Mit Stolz bekenne ich, daß die Gewinnung dieser Seele für den Himmel mit zu den guten Werken gehört, die auf Erden zu verrichten ich stets bemüht gewesen bin. Frieden sei der Asche der Tänzerin.

— Alter Komödiant! murmelte der Baron in den Bart.

— Wie beliebt, gnädiger Herr?

— Ich meine, daß Sie den ganzen Umfang ihres Verdienstes jetzt erst kennen lernen!

— Dafür danke ich Gott, der seine Werkzeuge wunderbar erwählt!

— Eine Pause trat ein. Die beiden Männer gingen schweigend weiter.

— Wo hinaus will er? fragte sich der Pfarrer.

— Dem Manne ist schwer beizukommen! dachte der Baron.

Die Luft war still geworden. Durch die blätterlosen Zweige der Bäume schien hell der Mond. Die schlanken Birken warfen Schatten über den Weg. Man hörte kein anderes Geräusch als das Murmeln des Bachs. An dem Stege, der einst Zeuge der Liebesscene gewesen, blieb der Baron stehen.

— Herr Pastor, der Graf von Biberstein besitzt Ulrike's Vermögen . . .

— Weil die fromme Wittwe ihn zum Erben eingesetzt hat.

— Die Wahl dieses Erben hat allgemeines Aufsehen erregt.

Der Pastor schwieg.

— Was ist Ihnen geworden, mein würdiger Freund? fragte der Baron weiter.

— Ich begreife nicht, gnädiger Herr . . . meine Mühwaltungen als Seelsorger vergütet die Gemeinde . . .

— Sie haben Recht; ich muß fragen: wie hat Sie der Graf entschädigt?

— Wofür? fragte der Pastor erstaunt.

— Dafür, daß Sie der Wittwe den Glauben an eine Verbindung der Erde mit der Geisterwelt beigebracht haben.

— Herr Baron! rief bestürzt der Seelsorger.

— Mir scheint, der geizige Graf hat Sie schlecht belohnt, denn ohne Sie würde Frau von Walesrode ihn nicht bedacht haben. Merken Sie nicht, daß mir ein allwissender Geist dienstbar ist? Ich habe bis jetzt geglaubt, Sie würden mir entgegenkommen, würden von der Undankbarkeit des Grafen sprechen, der im Besitze des großen Vermögens übermüthig geworden ist — aber Sie sind zurückhaltend und äußern sich selbst zu Gunsten dessen, den Sie verachlen sollten. Vielleicht fürchten Sie den Mann — und Sie haben Recht. Aber ich kann Ihre Furcht zerstreuen, ich kann Sie sogar unabhängig machen von dem Manne, der Ihr Feind ist — natürlich nur unter der Bedingung, daß Sie zu mir übertreten und meine Interessen zu wahren suchen. Herr Pastor, es steht in meiner Macht, den Grafen zu vernichten, und wenn der Graf fällt, fallen auch Sie.

— Gnädiger Herr! stammelte der lange Mann.

— Soll ich Ihnen auch den zweiten Theil der Geschichte von Walesrode erzählen? fragte der Baron, indem er sich dem Pfarrer zuneigte. Ich bin Spiritualist geworden, habe meine Geister, die ich citiren kann, und besitze das Glaubensbekenntniß der seligen Ulrike . . . was ist Ihnen Herr Pastor? Warum schwanken Sie? Warum halten Sie sich am Geländer des Steg's? Flößt Ihnen das Glaubensbekenntniß Furcht ein? Ja, Ulrike selbst, die ich in einen Tisch gerufen, hat es mir mitgetheilt! Sie hat mir auch gesagt: ich habe meinen schwachen Mann durch das Phantom des ermordeten Prinzen, der übrigens heute noch lebt, um den letzten Rest seines Verstandes gebracht, und mich, die ich Gewissensbisse empfand, hat der Graf von Biberstein mit Hülfe des Pfarrers von Hochstädt zur Frömmlerin, zur Sünderin gemacht, die ihre Sünden nur dadurch büßen konnte, daß sie ihren Reichthum dem frömmsten Manne testirte, als welchen der Herr Pastor den Herrn Grafen bezeichnete. Nicht wahr, ich bin gut unterrichtet? Nicht wahr, meine Telegraphen mit dem Jenseits sind präcis? Doch, ich komme zum Schlusse. Der Graf wird diesen Abend aus der Stadt zurückkehren, wie man mir auf Walesrode sagte. Verfügen Sie sich morgenfrüh zu ihm und suchen Sie ihn zu bewegen, daß er mir ein Kapital von dreißigtausend Thalern auf Wechsel leiht. Die

sofortige Auszahlung dieser Summe setzt einen Millionär nicht in Verlegenheit. Bringen Sie mir das Geld, so sichere ich Ihnen nicht nur das Verbleiben im Amte, sondern auch meine ewige Verschwiegenheit zu. Ihre Aufgabe ist leicht: Sie nehmen in den Bund, der bisher aus zwei Personen bestanden hat, eine dritte auf und gönnen ihr einen kleinen Antheil an dem Gewinn. Morgen Abend muß dieser Gewinn in meinen Händen sein. Ich verlange kein Versprechen, wohl aber gebe ich Ihnen zu bedenken, daß ich nach Ablauf dieser Frist einer Person als Zeuge dienen werde, die nichts Geringeres beabsichtigt, als den Grafen und den Herrn Pastor zur Rechenschaft zu ziehen. Ohne meine Zeugenschaft — und daß ich mit Erfolg auftreten kann, habe ich Ihnen durch meine Erzählung der Thatsachen bewiesen — wird eine Anklage unmöglich sein. Sehe ich Sie bis morgen Abend sechs Uhr nicht in meinem Zimmer, so beginnt die Procedur, deren Verlauf und Ende Sie eben sogut ermessen können, als der Graf, der nun, da Antonie entflohen ist, mein Schwiegersohn nicht werden kann. Guten Abend, Herr Pastor! Auf baldiges Wiedersehen!

Der Baron ging rasch über den Weg und verschwand zwischen den Bäumen.

Der lange, hagere Mann, der wie eine Säule neben dem Geländer stand, konnte sich von dem Schrecken kaum

erholen. Er starrte in den Bach, dessen Wasser im Mondenschein glänzte. Dann nahm er den Hut ab und rieb sich die Stirn, an welcher große Schweißtropfen hingen.

— Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an das Licht der Sonnen! murmelte er.

Jahre waren verflossen, viele Jahre; über der Erbschaftsgeschichte von Walesrode war Gras gewachsen, wie das Sprichwort sagt, und nun wurde sie noch einmal von einer Seite her angeregt, die zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß geben mußte. Der Baron war in großer Noth, seine Ehre, sein Amt stand auf dem Spiele — er mußte zu den Aeußersten greifen. Aber wer hatte ihm Kenntniß von den Einzelheiten jener dunklen That gegeben? Daß der Bedrängte mit Sicherheit auf den Erfolg der Schritte bei dem Grafen rechnete, ging aus seinem Verfahren gegen Albers hervor, der jetzt in dem Gefängnisse schmachtete. Der Brief, den der reitende Bote gebracht, mußte den Baron umgestimmt haben, und dieser Brief war von einem Advokaten gekommen.

— Also bis morgen Abend ist mir Frist gegeben! murmelte der lange Mann, indem er langsam über den Steg schritt. Ich muß meinen Patron erhalten, wenn ich nicht mit ihm untergehen will. Herr mein Gott, wohin bin ich gerathen! Der Graf hat sein Versprechen nicht erfüllt, nachdem er mich zur Theilnahme an einem Possen-

spiele gereizt, er hat mich später selbst durch Drohungen von sich fern gehalten — und nun tritt dieser Baron auf, dem das Messer an der Kehle steht, und zwingt mich zu Geldpressungen! Was ist das? Wohin bin ich gerathen?

In Schweiß gebadet, trotz des kühlen Herbstabendes, erreichte er sein Pfarrhaus. Concordia, seine Tochter, eine hagere und lange Blondine, öffnete ihm die Thür. Sie stieß einen Schreckensschrei aus, als sie in dem erleuchteten Wohnzimmer das leichenblasse Gesicht des Vaters sah, der wie zerschmettert auf einen Stuhl sank.

— Ist Ihnen ein Unglück geschehen, Vater? fragte sie, indem sie ihm Hut und Stock abnahm.

— Nein.

— Sie zittern, Ihr Gesicht ist blaß . . .

— Mir ist nicht wohl . . . es wird vorübergehen . . . bringe mir ein Glas frischen Wassers!

Indem Concordia ihm das Glas reichte, fragte sie;

— Es ist Ihnen wohl nicht gelungen, Vater, die Streitsache zu schlichten?

Der Vater schüttelte traurig das Haupt.

— Rüsten wir uns, murmelte er, es sind schwere Trübsale im Anzuge!

Seine Arme hingen schlaff herab; sein spitzes Kinn

ruhete auf der Brust. Concordia stand rathlos neben dem Stuhle; sie hielt die hageren mit Ringen geschmückten Hände wie zum Gebete gefaltet.

— Ich will den Arzt rufen lassen! flüsterte sie.

Der Vater verbot es durch eine abwehrende Handbewegung. Es schien, als ob ihm die Kraft fehle zu sprechen.

In diesem Augenblicke ließ sich draußen ein Klopfen vernehmen.

Der Pfarrer fuhr erschreckt auf. Concordia trat an das Fenster, indem sie ausrief:

— Es ist am Hofthore! Gottfried öffnet schon. Ein Wagen fährt in den Hof . . .

Man lauschte.

Es ließ sich wirklich das Geräusch eines ankommenden Wagens vernehmen. Dann hörte man das Gemurmel von Männerstimmen. Concordia öffnete das Fenster und fragte:

— Was giebt's? Gottfried!

— Ich komme schon, Fräulein! antwortete Gottfried, der treue Knecht, der mit schweren Schritten über das Pflaster des Hofes ging.

Gleich darauf trat er in das Zimmer.

— Hier ist ein Brief, Herr Pastor!

— Von wem? fragte Concordia, die den Brief nahm.

— Ich weiß es nicht, Fräulein.

— Wer brachte ihn?

— Der Kutscher von Walesrode, der mit seinem Wagen im Hofe hält; er ist so rasch gefahren, daß die Pferde dampfen.

Concordia las die Adresse: „dem Herrn Pfarrer Eusebius Grunewald, Hochwürden.“ Dann reichte sie den Brief dem Vater.

Betrachten wir, während der Herr lies't, den treuen Knecht. Gottfried war eine kurze, vierschrötige Gestalt, ein echter Ackerknecht. Da er die von weißer Baumwolle gewirkte Zipfelmütze in der kernigen Faust hält, ist sein klassischer Kopf völlig sichtbar. Man wird uns beipflichten, wenn wir den Kopf des treuen Knechtes klassisch nennen. Ein kurzes, flachsblondes, überaus dichtes Haar bedeckt den starken viereckigen Schädel, der mit wahrhaft riesigen Ohren geschmückt ist. Die Ohren, braun wie der Teint Gottfried's überhaupt, sind wiederum geschmückt, und zwar mit großen Messingringen, die neben dem kosmetischen Zwecke auch noch einen gesundheitlichen zu haben scheinen. Gottfried leidet nämlich stets an entzündeten Augen, und die Messingringe, die ihm der arzneikundige Gemeindekuhhirt eingezogen, sollen ein unfehlbares Mittel gegen das chronische Augenübel sein. Der Patient trägt nun die großen Ringe zwar schon seit Jahren, die Ohr-

läppchen sind durch das Gewicht derselben schon sehr lang geworden; aber die Lider sind gelblichroth und welk geblieben, so daß man das Auge kaum zur Hälfte sehen kann. Uebrigens ist Gottfried gut genährt. Seine breite Nase sitzt zwischen vollen, fleischigen Wangen, zwischen Wangen, die man auf dem Lande Hamsterbacken nennt. Von Bart ist merkwürdigerweise keine Spur vorhanden, und in diesem Umstande mag es wohl zu suchen sein, daß der achtundvierzigjährige Gottfried aussieht, als ob er kaum dreißig Jahre zählte. Er trägt eine dunkelblaue gestrickte Unterjacke, eine Weste von verschossenem Kattun, farblose Lederhosen, die bis an das Knie reichen, Strümpfe von dicker grauer Wolle und schwere Schuhe. Soldat war der kräftige Gottfried deshalb nicht gewesen, weil seine beiden Kniee eine besondere Zuneigung zu einander zeigten, denn sie näherten sich bei jedem Schritte, den der glückliche Besitzer derselben ausführte, in zäher Beharrlichkeit. Der Gemeindekuhhirt hatte diese Zuneigung schon vor langer Zeit als ein angeborenes Uebel bezeichnet.

Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer, während Eusebius Grunewald las. Gottfried stand neben der Thür mit fest aneinander geklemmten Knieen und bedeckten Augen; Nichts regte sich an ihm als seine zitternden Augenlider. Concordia beobachtete den Vater, der sich nach fünf Minuten erhob und sagte:

— Ich muß fort, mein Kind.

— Wohin, Vater?

— Nach Walesrode. Der Graf von Biberstein bedarf dringend meines Rathes, um den er mich in den freundlichsten Ausdrücken bittet.

— Sie haben noch nicht zu Abend gegessen ...

— Ich werde an der gräflichen Tafel speisen.

Concordia war nicht minder über die plötzliche Umwandlung des Vaters erstaunt als über die Einladung des Grafen, der sich seit langer Zeit nicht um den Pfarrer gekümmert hatte. Und diese Einladung erfolgte so spät Abends!

— Gottfried, Du wirst mich begleiten! befahl der Pfarrer.

Der treue Knecht schlug mühsam die schweren Augenlider auf, die sich indeß in demselben Momente wieder senkten.

— Ich, Herr Pastor? fragte er ruhig.

— Du, meine gute Seele. Ich weiß, Du bedarfst der Ruhe, nach der anstrengenden Reise zur Stadt; aber ich weiß auch, was ich Dir zumuthen kann. Du wirst mich nicht allein reisen lassen, zumal da ich mich nicht ganz wohl fühle.

— Wenn sich der Herr Pastor nicht ganz wohl fühlen, so würde ich dem Herrn Pastor rathen, ein gutes Abendessen zu genießen und in das warme Bett zu gehen.

— Deinen Rath, guter Gottfried, würde ich befolgen, wenn mir der Dienst weniger am Herzen läge. Ich würde meine Pflicht versäumen, wollte ich träge zu Hause bleiben. Darum lege Deinen Mantel an und begleite mich nach Walesrode, wo man meiner harret.

— Muß ich den Schulmeister bestellen?

— Nein.

Gottfried machte noch einen Ruck mit den Augenlidern und verließ das Zimmer, dessen Thür er leise und sorgfältig schloß. Dann hörte man seine schweren Schritte auf der Hausflur. Concordia hüllte den Vater nun in den Pelz, der in diesem Jahre zum ersten Male gebraucht wurde, zog eine seidene Mütze über sein graues Haupt und zwang ihm die mit Pelz gefütterten Tuchstiefel auf, die sie geschäftig aus der Kammer geholt hatte.

— Behüte dich Gott, mein liebes Kind! sagte feierlich Eusebius. Sollte ich länger als bis Mitternacht abwesend sein, sollte ich wohl gar erst mit dem Morgen heimkehren, so ängstige Dich nicht — ich befinde mich ja unter Gottes und des treuen Gottfried's Schutze. Lege Dich schlafen und schließe mich in Dein Nachtgebet ein.

Gottfried stand mit der großen Stalllaterne auf der Hausflur. Er trug einen alten Mantel, den der Pastor vor zehn Jahren abgelegt und ihm als eine besondere Anerkennung zu Weihnacht geschenkt hatte. Auf der weißen Mütze, die Gottfried tief über die Ohren gezogen, prangte ein großer, zerdrückter Filzhut, ebenfalls ein Toilettenstück des Pfarrers aus grauer Vorzeit. Eusebius warf sich in den bequemen Wagen und Gottfried nahm an der Seite des Kutschers Platz. Zwei Minuten später schloß eine Magd das Thor des stillen Pfarrhofes.

---

## Zweites Kapitel.

### Eine Nachtscene.

Es schlug neun Uhr auf dem Thurme von Walesrode, als der Wagen vor dem Perron des Herrenhauses hielt. Gottfried öffnete dem Pastor den Schlag und setzte ihn mit kräftigen Fäusten auf den Boden. Ein Lakei erschien mit Licht, um den erwarteten Gast in den Saal des Erdgeschosses zu führen. In dem Kamine mit vergoldetem Gitter prasselte ein großes Feuer, das den Saal mit einem ungewissen Lichte und einer behaglichen Wärme erfüllte. Eusebius hatte nur den Hut abgelegt; er dankte dem Lakei, als dieser ihm den Mantel abnehmen wollte.

— Wo ist der Herr Graf? fragte er mit vor Frost und Aufregung bebender Stimme.

— In seinem Kabinette, Herr Pastor.

— Melden Sie mich, lieber Freund, so rasch als möglich!

Der Lakei ging. Eusebius sah sich einige Augenblicke in dem Saale um. Da er in der Nähe des Kamins stand, warf seine Gestalt einen langen, schmalen Schatten auf den hellgrünen Teppich, der den Fußboden bedeckte. Die Bilder in den großen Goldrahmen ließen sich deutlich erkennen. Eusebius Grunewald machte einige Schritte, dann blieb er stehen, die Blicke auf das Portrait einer Frau gerichtet.

— Ulrike! murmelte er mit einem schmerzlichen Lächeln. Die Tänzerin macht den Beschluß der Ahnen von Walesrode. Sie war schön, selbst in ihrem fünfzigsten Jahre noch. Wie sarkastisch sie lächelt und mich ansieht, als wollte sie sagen, ich durchschaue Euch Alle! Das Weib ist mir stets ein Räthsel gewesen, und jetzt, da ich weiß, daß sie auf dem Theater getanzt hat, um die Augen der Leute zu entzücken, ist sie mir völlig unerklärlich geworden, sie vernichtet alle meine Vermuthungen. Und ihr zur Seite befindet sich der bleiche Ottokar, das unfreiwillige Opfer seiner Leidenschaft. Was ist doch das Menschenleben mit seinen Leiden und Freuden? Zu welchem Zwecke haben diese hier intriguirt und sich gegenseitig das Dasein verbittert? Kann der Graf des enormen Reichthums froh werden, dessen Besitz er so theuer erkauft hat? Und welchen Vortheil habe

ich von der Rolle, die ich dabei gespielt habe? Bosheit, Tücke, Verschlagenheit tritt mir überall entgegen — wohlan, ich werde mich mit gleichen Waffen vertheidigen, da man mir die Ruhe nicht gönnt, in die ich mich künstlich durch meine Philosopheme eingewiegt habe. Der Baron zwingt mich, ihm zu dienen — der Graf betrog mich um den Gewinn, der mir beim Schlusse der Komödie mit Ulriken werden sollte — sehen wir zu, wer nun endlich der Betrogene ist. Muß ich fallen, so fallen jene mit, die mir in der Kunst zu betrügen überlegen sind. Das Spiel ist noch nicht zu Ende, und — finis coronat opus.

Er biß die schmalen Lippen zusammen, sah noch einige Augenblicke die großen Oelgemälde an, ging dann zu dem Kamine zurück und warf sich auf einen der prachtvollen Lehnsessel, die in der Nähe des lodernden Feuers standen. Sein bleiches, knochiges Gesicht hatte einen eisigen Ausdruck angenommen, als er den Kopf tief in den Mantel hinabsenkte, der seine ganze Gestalt bis zu den Füßen einhüllte. Auf der Fahrt von Hochstädt nach Walesrode war ihm Zeit geblieben, sich der Vergangenheit zu erinnern, einzelne hervorragende Begebenheiten zusammenzustellen und einen festen Plan zu bilden, nach dem zu handeln er entschlossen war. Die Ruhe und die Wärme des Feuers thaten seinem Körper wohl. Eusebius glich einem Schlafenden, und der eintretende Graf hielt ihn auch dafür.

Der Lakei setzte den dreiarmigen Leuchter mit brennenden Kerzen auf den Tisch und zog sich nach einer respektvollen Verbeugung zurück.

Felix von Biberstein trug einen kurzen, mit Schnüren besetzten Pelz, der seinem magern Körper das Ansehen der Korpulenz verlieh. Er sah matt, abgespannt, niedergeschlagen aus. Die Hände, die er gekreuzt in die Brustöffnung des feinen Pelzes gesteckt hatte, zitterten leicht. Zwar schritt er langsam über den weichen Teppich, der seine Tritte unhörbar machte; aber seine Kniee wankten wie die eines Kranken, der sich gewaltsam fortbewegt. Langsam näherte er sich dem zweiten Sessel, der am Kamine stand. Die Schwäche zwang ihn, sich niederzulassen. Eusebius blieb regungslos in seiner Stellung, er hatte die Ankunft des Schloßherrn nicht gehört.

— Guten Abend, Herr Pastor! grüßte nach einer langen Pause der Graf, indem er sich mit beiden Armen auf die Lehnen des Sessels stützte.

Eusebius Grunewald streckte den langen Hals aus dem Mantelkragen empor wie eine Schildkröte den Hals aus der Schaale.

— Ah, Herr Graf, Sie! Guten Abend! Verzeihung, der Inhalt Ihres Briefes beschäftigte mich dergestalt . . .

— Bleiben Sie in Ihrer Ruhe, verehrter Freund . . . Sie wissen, daß ich lästige Komplimente nicht liebe. Neh-

men Sie meinen Dank dafür, daß Sie gekommen sind. Es sind wichtige Dinge geschehen, die mich zu einer Berathung mit Ihnen veranlassen.

Eusebius saß aufrecht und sah neugierig den Grafen an.

— Wichtige Dinge? fragte er. Berathen . . . mit mir . . . was kann ich für den gnädigen Herrn thun?

— Sie werden nicht minder für sich *als* für *mich* handeln müssen. Ich bitte, rücken Sie Ihren Sessel näher.

Der Pfarrer kam der Aufforderung nach. Der kraftlose Graf versuchte es vergebens, seinen Sessel zu bewegen; er sank zurück und stützte den Kopf auf den Arm.

— Wir berathen nicht zum ersten Male in diesem Saale, Herr Pastor!

— Es ist wahr, gnädiger Herr; doch, ich bitte, nennen Sie mir den Gegenstand . . .

— Verehrter Freund, haben Sie unbedachterweise geplaudert?

— Geplaudert? Worüber? Was? Erklären Sie sich . . . ich handele nie unbedacht.

— Ich war bei meiner Schwester in der Stadt, die einsam und still ihr Haus bewohnt. Gestern Abend ward das Theater mit einem neuen Drama eröffnet. Meine Schwester, die Anstandes halber eine Loge gemiethet, veranlaßte mich, der Vorstellung beizuwohnen. Ich ließ mich um so leichter dazu bewegen, da man sich von der Truppe

Vorzügliches versprach. Mein Freund, ich habe das Drama mit angesehen . . . es hat zu meinem Erstaunen eine Handlung, die mich nicht nur an eine gewisse Zeit unseres Lebens erinnert, sondern auch Einzelnheiten enthält, die nur eingeweihete Persönen wissen können. — Mit einem Worte, Herr Pastor, man hat uns auf die Bühne gebracht.

Eusebius schien um die Hälfte länger geworden zu sein.

Uns? fragte er gedehnt.

— Wir beide spielen Komödie.

— Herr Graf, jenes Drama mag Personen und Situationen enthalten, die eine gewisse Aehnlichkeit haben . . .

— Wir sind frappant kopirt, dies weiß Niemand besser zu beurtheilen, als ich. Man hat dem Dichter die genauesten Notizen gegeben. Es ist von Dingen die Rede, die nur wir Beide wissen können. Das Stück ist meisterhaft geschrieben, geistreich, effektvoll — man wird es auf allen Theatern spielen. Herr Pastor, haben Sie eine Tücke gegen mich verübt?

Eusebius sah einige Augenblicke in das prasselnde Kaminfeuer.

— Herr Graf, sagte er dann, ich werde nicht in meinem eigenen Fleische wüthen, werde nicht Anlaß geben, daß man mich an den Pranger stellt; aber, was habe ich

überhaupt mit der Angelegenheit zu schaffen? Was habe ich gethan, das mich heute in Furcht und Schrecken setzen könnte. Mögen die Komödianten ihre Possen reißen — ich habe nach meiner Ueberzeugung gehandelt und geredet, und werde stets so handeln und reden. Ihre Beziehungen zu der Familie Walesrode kümmern mich nicht, und was Sie gethan, mögen Sie auch verantworten. Ich fürchte ebensowenig eine Untersuchung, als die Verfolgung von Seiten gewisser Erben. Haben Sie die Güte, gnädiger Herr, und ziehen Sie mich nicht in Händel, die mir fern liegen. Ich kann weder für noch gegen Sie zeugen, wenn man mein Zeugniß verlangen sollte.

Felix von Biberstein hatte nachdenkend sein bleiches Haupt gewiegt.

— Herr Pastor, ich bedarf allerdings Ihres Zeugnisses, wenn die Sache, wie ich fürchte, zum Eklat kommt.

— Was soll ich bezeugen?

— Verständigen wir uns, Freund! bat ruhig der Graf.

— Ich lasse mich nicht überreden! antwortete Eusebius kurz.

Felix stand auf, stützte sich auf die Lehne des Sessels, auf dem der Pfarrer saß, und fragte leise:

— Wer hat dem beschränkten Ottokar mit theologischen Gründen bewiesen, daß es einen Teufel gäbe?

— Ich glaube an den Teufel! antwortete Eusebius. Werde ich heute um meine Meinung über diesen Punkt befragt, so antworte ich heute, wie ich vor zehn und fünfzehn Jahren geantwortet habe.

— Wer hat Ulriken bestätigt, daß ihr geistesschwacher Mann vom Teufel besessen sei?

— Wer eine Tänzerin heirathet, ist vom Teufel besessen, und wäre er Edelmann.

— Ah, Sie wissen sich zu helfen! flüsterte lächelnd der Graf. Damals kannten Sie den frühern Stand Ulrike's nicht, damals glaubten Sie an eine vornehme Herkunft; aber, Verehrter, wer um einen Mord weiß und ihn verschweigt, ist der Genosse des Mörders.

— Herr Graf!

— Und Sie kennen den Mörder Ottokar's!

— Reizen Sie mich nicht! zischelte Eusebius. Ich habe geschwiegen, aus Rücksicht auf Sie! Und das ist eine Sünde, die ich aus Freundschaft begangen habe, aus Freundschaft, die Sie mir schlecht belohnt haben. Die That war geschehen . . . konnte ich sie ungeschehen machen? Ich habe den Mörder, wenn er überhaupt Mörder ist, seinem Gewissen überlassen. Ja, ich mußte es, da die Hand, die den unglücklichen Schuß abfeuerte, einem halb wahnsinnigen Menschen angehörte. Herr Graf, wenn ich nun heute den Mörder denuncire?

Eusebius war bei dieser Frage aufgestanden und sah den Schloßherrn mit flammenden Blicken an. Er hatte sich von seinen Worten eine große Wirkung versprochen; aber sie verscheuchten nicht einmal das ruhige maliciöse Lächeln des Grafen, der immer noch mit den Elnbogen auf dem Sessel lehnte.

— Denunciren Sie, Verehrter! gab er zur Antwort. Sie selbst müssen ja am Besten wissen, wen Sie gedungen haben, um den Leiden eines kranken Menschen ein Ende zu machen. Ich kenne ja den Hergang der Sache nicht, denn ich befand mich in der fünf Meilen entfernten Stadt, was ich durch Zeugen darthun kann. Mein Freund, Sie sträuben sich, Dinge anzuerkennen, die sonnenklar bewiesen werden können, wenn wir nicht einmüthig handeln. Die Consequenz unsers Zerwürfnisses ist nicht nur unberechenbar, sie ist auch gefährlich. Jede Deduction bringt Licht, und wir haben Beide das Licht zu scheuen. Bleibt der Schleier, der über Walesrode liegt, unangetastet, so können wir nur dabei gewinnen. Aber bedenken Sie, was geschehen wird, wenn die Hand, die sich jetzt ausstreckt, die Hülle zerreißt! Die Untersuchung allein compromittirt Sie dergestalt, daß Sie das Amt aufgeben müssen, von dem Sie Ruhe für Ihr Alter erwarten. Und was kann ich für Sie thun? Die Welt, die stets geneigt ist das Schlechteste zu glauben, würde haarsträubende Dinge ver-

muthen und in Umlauf setzen. Ich habe mir Ihren Besuch für diese Nacht erbeten, um mit Ihnen einen heilbringenden Plan zu berathen, und statt des ruhigen, vorsichtigen Mannes empfange ich einen gereizten, einen verblendeten, der das Gefahrvolle der Situation nicht zu ermessen vermag. Dem Feinde gegenüber müssen alle Kleinlichkeiten schwinden, und zu diesen zähle ich unser Zerwürfniß. Machen wir uns gegenseitig Concessionen, so werden wir siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, wenn es noch zum Kampfe kommt.

Eusebius hatte nachdenkend in das Kaminfeuer gestarrt. Die Worte des Grafen, und vorzüglich die letzten, waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, sie hatten die Habsucht des Mannes angestachelt, der die Lage der Dinge längst mit scharfem Auge erkannt hatte, denn andernfalls würde er sich zu der Nachtreise nicht entschlossen haben, da ihm die Ruhe über Alles ging, selbst über die Dienstwilligkeit, die er stets dem Baron bewiesen.

— Sie sprechen von Concessionen? fragte er, ohne die Augen aufzuschlagen.

— Ja, Freund!

— Lassen Sie hören.

— Versöhnen wir uns zuvor.

Beide reichten sich die Hände.

Der Graf veranlaßte seinen Gast, den Platz im Sessel

wiedereinzunehmen. Felix setzte eine Glocke in Bewegung, die auf dem Gesimse des Kamins stand. Der Diener trat rasch ein.

— Georges, Du bleibst im Vorzimmer.

— Zu Befehl, gnädiger Herr.

— Sorge dafür, daß ich nicht gestört werde.

Der Diener verneigte sich tief.

— Gieb in der Küche Auftrag, daß nach einer halben Stunde die Tafel servirt sei.

— Wo, gnädiger Herr?

— In dem braunen Salon.

Georges schien über die Wahl des Ortes zu staunen.

— Und dann, fuhr der Graf fort, melde meiner Schwester, daß ich sie zur Tafel abholen würde, an der heute der Herr Pastor unser Gast sein wird. Führe diese Befehle rasch aus und warte dann in dem Vorzimmer. Georges, rücke meinen Sessel nahe an das Feuer.

Der Diener vollzog den Auftrag und ging, nachdem er sich tief verneigt hatte.

Die Pendule schlug elf, als der Graf seinem Genossen gegenüber saß. Ueber Beide war plötzlich ein anderer Geist gekommen: Eusebius Grunewald lächelte, und Felix von Biberstein zeigte ernste Mienen. Sie saßen so nahe an einander, daß sie die geflüsterten Worte deutlich verstehen konnten.

Felix begann:

— Es ist eben nicht gemüthlich in dem großen Saale; aber ich habe ihn gewählt, damit die Thüren so weit als möglich von uns fern sind. Dinge von Wichtigkeit muß man mit der äußersten Vorsicht behandeln. Mein Freund, Sie haben also stets das tiefste Schweigen bewahrt?

— Stets, versicherte Eusebius.

— So haben wir einen unbekannten Feind, der uns zu schaden sucht.

— Wohl möglich!

— Haben Sie keine Vermuthungen?

Eusebius zuckte mit den Achseln. Indem er sein Haupt neigte, fragte er ganz leise: hegen Sie denn Verdacht?

— Ja!

— Gegen wen?

— Gegen den Baron von Kirchhaus, der sich um jeden Preis aus einer sehr mißlichen Lage zu befreien sucht. Er braucht Geld, viel Geld.

— Herr Graf, flüsterte Eusebius, Sie sprachen von Concessionen.

— Gut, daß Sie mich daran erinnern.

— Es ist nur der ordnungsmäßigen Verhandlung wegen . . .

— Sie haben Recht, mein Freund. Auch Sie brauchen Geld, da Ihr Posten nicht viel abwirft . . .

— Ich habe schlechte, sehr schlechte Jahre gehabt! seufzte Eusebius . . . Mißwachs, wenig Begräbnisse, wenig Kindtaufen und noch weniger an Hochzeiten . . . es scheint, als ob in meinem Dorfe Alles in's Stocken gerathen sei. Nun muß ich meine Tochter, meine Concordia, verheirathen . . . Sie wissen, die Männer fragen zuerst nach der Mitgift . . .

— Kurz und bündig, Freund: wieviel gedenken Sie Ihrer Tochter mitzugeben?

— Ich denke nicht, ich projektire nicht; aber die Verhältnisse fordern . . .

— Wieviel?

— Sechstausend Thaler!

Der Graf zuckte zusammen.

— Das ist viel! murmelte er.

— Für mich; aber für Sie eine Bagatelle, der Sie eine Million geerbt haben

— Sie übertreiben, mein Freund. Doch, Sie werden sechstausend Thaler erhalten, damit Sie sehen, daß ich zu Opfern bereit bin.

Eusebius betrachtete seine hagern Hände, indem er sagte:

— Herr Graf, Sie erfüllen jetzt nur ein Versprechen, das Sie mir vor Jahren gegeben, und wenn ich Sie ersuche, nicht länger zu zögern . . .

— Ich habe mich darauf vorbereitet — hier ist die Summe.

Felix zog ein Taschenbuch hervor, zählte die Banknoten ab und überreichte sie dem Freunde, der sie mit vor Begierde zitternder Hand empfing.

Die Geldangelegenheit war abgethan, man ging weiter.

— Sie halten also den Baron für gefährlich? fragte Eusebius.

— Nicht nur ihn, sondern auch seine Tochter.

— Wie ist das möglich?

— Sie werden sogleich hören.

Felix erzählte nun sein Zusammentreffen mit der Schauspielerin in Aachen genau so, wie es Antonie ihrem Friedemann mitgetheilt hatte, er verschwieg nur die beleidigenden Aeußerungen der Künstlerin, die er als ein Muster von Schönheit, aber auch als listig und verschlagen schilderte. Dann fügte er hinzu, daß er vermuthe, Emmy von Saint-Georges habe Antonien in das Geheimniß eingeweiht.

Das Erstaunen des Pastors läßt sich nicht beschreiben.

— Da ist die Lösung des Räthsels! rief er aus. Aber warum fragten Sie mich, ob ich geplaudert hätte?

— Verzeihung, ich wollte sondiren.

— Die Schauspielerin hat von einem alten Diener erzählt, der den Reisenden in die Kapelle geführt.

— Dieser Diener kann nur der greise David gewesen sein, der vor einem Jahre gestorben ist.

— Und David war der Vater meines Knechtes Gottfried. Sie sehen, daß man uns damals schon mißtrauisch beobachtet hat.

Erklärung folgte jetzt rasch auf Erklärung. Eusebius wußte bald das Heirathsprojekt des Barons, und Felix erfuhr die Flucht der ihm bestimmten Braut mit Friedemann Albers.

— So komme ich zu spät! murmelte bestürzt der Graf. Ich wollte die Tochter des bankerotten Barons zu meiner Gattin erheben, um ihn, den ich lange fürchtete, an mich zu fesseln. Der tückische Zufall spielt uns arg mit.

— Leeren Sie ganz den bittern Kelch des Leidens, fuhr Eusebius fort, denn es ist gut, daß wir uns in dieser Stunde völlig verständigen.

Jetzt schoß er den letzten Pfeil ab und berichtete die Forderung des Barons von Kirchhaus, der, wie er versicherte, zum Aeußersten entschlossen sei. Dieser letzte Pfeil hatte eine sehr empfindliche Stelle getroffen.

— Dreißigtausend Thaler! rief erbleichend der Graf.

— Nur diese Summe bringt den verzweiflungsvollen Mann zum Schweigen, der morgen in das Schuldgefängniß wandern muß, wenn ihm nicht sofort Hülfe wird.

Felix schwankte einigemal durch den Saal. Dann

kam er zurück und sank erschöpft in den Sessel. Das Feuer des Kamins beleuchtete sein todtbleiches Gesicht. Seine Glieder durchschüttelte ein Fieberfrost.

— Was rathen Sie mir? fragte er kaum hörbar.

— Befriedigen Sie den gefährlichen Mann.

— Aber bedenken Sie die enorme Summe!

— Es ist besser, Sie verlieren einen Theil, als das Ganze. Indem Sie den Baron retten, verbinden Sie ihn sich, und indem er Ihr Schwiegervater wird, ist er gezwungen, Ihnen, wenn es nöthig, als Entlastungszeuge zu dienen.

— Antonie ist entflohen!

— Man wird sie zurückholen.

— Bedenken Sie die Schmach!

— Die Schmach, als Erbschleicher verurtheilt zu werden, ist größer. Wir dürfen kein Mittel unbeachtet lassen, das zu unserm Vortheile zu verwenden wäre. Beseitigen Sie die nächsten Feinde — die entfernten kommen später dran. Dies ist der Rath, den Ihnen ein vernünftiger Mann ertheilt. Der Baron hat mich bereits zum Vermittler erwählt — thun Sie ein Gleiches, und wir werden bald zum Ziele gelangen.

— Wird mich der Baron nicht für schuldig halten, wenn ich bereitwillig zahle? rief Felix, der seinen Geiz nicht bezähmen konnte. Wird er meine Bereitwilligkeit nicht

als Furcht deuten? Und was für Garantien erhalte ich, nachdem ich gezahlt habe?

— Die sicherste Garantie ist Antonie. Hat der Baron die Schuld gegen den übermüthigen Bauer abgeschüttelt, so wird er den Entführer züchtigen und die Entführte zum kindlichen Gehorsam zwingen.

Die Aussicht auf den Besitz des reizenden Mädchens schien Herrn Felix einigermaßen zu trösten.

— Freund, Sie bleiben diese Nacht auf Walesrode, und morgenfrüh, so hoffe ich, werde ich zu einem Entschlusse gelangt sein, der Ihre Billigung findet. Ich bin heute unfähig zu überlegen, mein Kopf ist wüst, Kälte und Hitze durchströmt abwechselnd mein Gebein, das todtmüde von der Reise ist — gönnen Sie mir Ruhe, und ich werde morgen eine andere Anschauung von den Dingen haben, die mit so entsetzlicher Hast auf mich einstürmen. Und nun, Freund, beantworten Sie mir offen die Frage, haften Sie für Gottfried?

— Ich habe bis jetzt keinen Grund, ihm zu mißtrauen.

— Wenn unsere Feinde witterten, wie wichtig er für uns ist . . .

— Dann finden wir Mittel, uns seiner zu entledigen. Uebrigens hat Gottfried ein schwaches Gedächtniß; er weiß heute nicht mehr, was er gestern gethan hat. Da

er sich stets in meiner Nähe befindet, kann ich ihn unausgesetzt beobachten. Wie gesagt, ich stehe für meinen treuen Knecht.

Der Graf umarmte den Pfarrer.

— Schurke! dachte Felix.

— Ungeheuer! dachte Eusebius.

Dann schüttelten sie sich mild lächelnd die Hände, als ob sie die besten, vertrauensvollsten Freunde wären. Nicht die Freundschaft, sondern gemeinsame Verbrechen verbanden diese an Gemüth und Geist so verschiedenen Menschen. Hätte Eusebius nicht zugleich sich selbst angeklagt, er würde längst den geizigen Grafen, der ihm nicht Wort gehalten, dem Gerichte überliefert haben. Und Felix, der die Furcht des Heuchlers vor dem Arme der Gerechtigkeit kannte, der wohl wußte, wie weit Eusebius gehen konnte, hatte es gewagt den Spießgesellen zu bevortheilen. So hatten Beide seit langer Zeit in geheimer Feindschaft gelebt; die drohende Gefahr hatte sie jetzt wieder zusammengeführt.

Arm in Arm betraten sie das prachtvolle Gemach, in welchem die Gräfin von Biberstein ihrer harrte.

Die Schwester des Grafen war eine Dame von fünfzig und einigen Jahren. Ihr Haar hatte noch Glanz und Farbe, sie trug es zu langen Locken koiffirt, die zu beiden Seiten des hagern Gesichts herabfielen. Eine besondere Schönheit mochte sie auch wohl in der Jugend nicht gewe-

sen sein, denn ihre Züge, wenn auch ausdrucksvoll, waren hart und unregelmäßig. Das große braune Auge verrieth Intelligenz und Lebhaftigkeit, und wenn man den schmalen Mund, den ein Schatten von Bart umspielte, näher betrachtete, so fand man einen Zug von Ironie, der ihr eben nicht zum Vortheile gereichte. Ihre Toilette war reich und geschmackvoll, und ihr Benehmen stolz, vornehm. Wir erinnern daran, daß Livia, so hieß die Gräfin von Biberstein, dieselbe Dame war, die aus dem Wagen Antonien in der Mitte der Schauspielerfamile beobachtete und Gefallen an der romantischen Gruppirung fand.

Livia mochte die Bedeutung kennen, die der Pfarrer für ihren Bruder hatte, denn sie dankte mit besonderer Freundlichkeit auf seinen gemessenen Gruß. Nun ging man in das braune Zimmer, in dem Georges die Abendtafel servirt hatte. Felix führte höchst ceremoniell seine Schwester. Die für drei Personen gedeckte Tafel war glänzend. Feines Porzellan, Silber und Kristall bot einen reizenden Anblick. Sechs Kerzen auf hohen Silberleuchtern erhellten die Scene. Die Speisen, die ein zweiter Diener auftrug, entsprachen vollkommen dem Glanze der Tafel.

Wir haben gesagt, daß Georges erstaunte, als er den Befehl erhielt, in dem braunen Zimmer zu decken; es ist nöthig, daß wir dem Leser das Erstaunen des Bedienten erklären.

Fassen wir zuvor das Zimmer näher ins Auge. Die Einrichtung desselben war zwar reich, aber sie trug einen ernsten Charakter. Die hohen Wände waren mit dunkelbraunen Tapeten bekleidet und die einzelnen Felder derselben durch Leisten von glänzend schwarzem Holze abgegrenzt. Große Bilder, Gegenstände aus der Kirchengeschichte darstellend, prangten in schweren dunkeln Rahmen auf den Tapeten. Man sah die Köpfe Luther's, Melanchthon's, Zwingli's, und Huß auf der einen, den Churfürsten von Sachsen, den Landgrafen von Hessen und Gustav Adolph auf der andern Seite. Ueber dem Kamine von dunkelm Marmor, in dem jetzt ein lustiges Feuer brannte, stand ein ziemlich großes Crucifix. Das Kreuz war von schwarzem Ebenholze, der Leib des Gekreuzigten war aus Silber gefertigt. An dem Fuße des Kreuzes lag ein natürlicher Todtenschädel, der grinsend seine schneeweißen Zähne zeigte. Rechts und links neben diesem Schädel standen prachtvolle Vasen mit künstlichen weißen Rosen. Vorhänge von brauner Seide verdeckten die Hälfte der Fenster. Der hohe Spiegel hatte einen dunkeln Rahmen. Von der Decke herab, die größtentheils aus braunem Getäfel bestand, hing eine mit weißen Rosen umwundene Bronce-Ampel herab. Auf dem Fußboden lag ein brauner Sammtteppich ausgebreitet, in dessen vier Ecken sich geprägte Blumen zeigten. An den Möbeln aus braunem Holze sah man die werth-

vollsten Schnitzarbeiten. Der Eindruck, den das Ganze ausübte, war ernst, aber nicht traurig. Die braune Farbe und die Pracht der einzelnen Gegenstände stimmten behaglich, zumal bei dem Flackern des Kaminfeuers und dem hellen Lichte der Wachskerzen. Man konnte sich in einem englischen Gemache wähnen, das ein frommer Lord, der es liebt mit seiner Familie zu beten, comfortable ausgestattet.

Die Domestiken betraten nur ungern das braune Zimmer, denn sie wußten von dem verstorbenen David, daß hier Ulrike von Walesrode Umgang mit den abgeschiedenen Seelen gepflogen und in einer Sylvesternacht, während ein furchtbarer Orkan das Schloß umtobte, zur ewigen Ruhe eingegangen war. David war der letzte gewesen, der die Verstorbene bedient hatte. Von den jetzigen Domestiken hatte nur eine Magd sie gekannt, die in der Stadt bei Livia von Biberstein lebte, denn sie war, obwohl älter als sechzig Jahre, noch rüstig.

Obgleich der Graf selten das braune Zimmer betrat, und wenn er es betrat sich nur wenig Minuten darin aufhielt, so sorgte er dennoch für die Erhaltung desselben, als ob es stets zur Benutzung bereit stehen sollte. Und heute, nach der Ankunft des Pfarrers, ward es zum Nachtessen benutzt. Livia hatte selbst Befehl ertheilt, daß das angrenzende Schlafgemach für den Gast vorbereitet werde.

Es läßt sich denken, daß das Erstaunen der Dienerschaft dadurch erregt ward, da es der freundlichen Zimmer genug im Schlosse gab.

Die Abendtafel, so glänzend sie auch war, ging rasch und unter kargem Gespräche vorüber. Livia zeigte große Aufmerksamkeit für den Gast, der zum Schlusse ein kurzes Tischgebet sprach. In fünf Minuten war der gedeckte Tisch beseitigt, die Diener verschwanden und die Herrschaft befand sich mit dem Pastor allein. Der Graf öffnete nun ein'e braune Flügelthür.

— Hier ist Ihr Schlafgemach, verehrter Freund. Wir haben es so einrichten lassen, daß Sie Ruhe und Bequemlichkeit finden. Sie werden in dem besten Gemache unseres Schlosses schlafen. Bedürfen Sie eines Dieners, so ziehen Sie die Glocke. Gute Nacht — morgenfrüh sehen wir uns wieder!

Livia grüßte freundlich und herablassend und rauschte am Arme ihres Bruders aus dem Gemache, dessen Thür sich schloß.

Eusebius saß noch lange am Kamine. Die Glocke in dem Schloßthurme schlug; er zählte die Schläge, die sich deutlich unterscheiden ließen, mit halblauter Stimme.

— Zwölf! murmelte er, und verließ seinen Platz. Mitternacht! Der Tag wäre also hin. Was wird der bringen, der so eben beginnt?

Jetzt erblickte er das Crucifix über dem Kamine. Ein Frösteln überfiel ihn; er kannte die Bedeutung des Symbols in dem Zimmer, das er nun näher betrachtete. Er kam zu der offenen Thür des Schlafgemachs. Eine Ampel beleuchtete den eleganten, freundlichen Raum, der unwiderstehlich zur Nachtruhe einlud. Und Eusebius bedurfte der Ruhe nach den heftigen Gemüthsaufregungen und der Nachtreise.

— Warum man mir gerade dieses Zimmer angewiesen hat? fragte er murmelnd. Der Graf hat vielleicht die Absicht, um mich einzuschüchtern, die Erinnerung an eine gewisse Zeit zu erwecken . . . das ist ein Mittel für den Beschränkten und Abergläubigen. Hin ist hin, todt ist todt! Die Geschiedenen sind nicht zu fürchten, wohl aber die Lebenden, und vor diesen will ich mich sicher stellen.

Er gab ein Glockenzeichen, und Georges trat ein.

— Was befiehlt der Herr Pastor?

— Ich habe nicht das Recht zu befehlen, aber ich bitte Sie um eine Gefälligkeit. Wo ist mein treuer Knecht?

— Er befindet sich noch im Domestikenzimmer.

— Senden Sie ihn mir, ich bin gewohnt, mich von ihm bedienen zu lassen. Und Sie, mein Bester, mögen dann zur Ruhe gehen.

Georges versprach, den treuen Knecht, mit dem, wie er wußte, die Bedienten ihren Scherz getrieben, sogleich zu

senden. Eusebius überzählte noch einmal die Banknoten — es fehlten fünfhundert Thaler an der bedungenen Summe.

— Der Geizhals! dachte Eusebius. Selbst unter den drohendsten Verhältnissen versucht er es, mich zu bevortheilen. Er vergißt nie seinen Nutzen. Und für wen scharrt er zusammen? Wer erhält einmal das durch Täuschung, List und Verbrechen erworbene Vermögen? Der zehnte Theil würde hinreichen, um diesem abgelebten Grafen eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Der Gedanke „Du besitzest eine Million“ macht ihn glücklich. Es giebt kein wunderlicheres Geschöpf in der Welt als den Menschen mit seinen Leidenschaften. Und was ist es denn, wenn der Tod uns die Augen zudrückt, die sich an dem Mammon ergötzen, wenn er die Hand erkalten läßt, die in dem Golde wühlt? Nichts! Die Komödie ist aus, deren Aufführung uns so viel Mühe gekostet hat. Freilich, ohne Geld ist die Erde ein Jammerthal und der mittellose Mensch geht zu Grunde . . . was bietet der Baron auf, den Mammon zu erlangen . . . was wird aus ihm, wenn seine Versuche mißglücken? Was wird aus mir, wenn es mir nicht gelingt, mich rein zu waschen?

Nachdem er eine Minute hastig auf und abgegangen, rief er aus:

— Wohlan, ich werde den beiden Herren noch einen

letzten Dienst leisten! Zwingt man mich, von dem Schauplatze abzutreten, den mir die Verhältnisse angewiesen, so soll es mit Eklat geschehen. Und für meine Tochter werde ich sorgen.

Gottfried trat ein.

— Da bin ich, Herr Pastor!

Das Gesicht des treuen Knechtes war hochroth und seine Zunge stammelte ein wenig.

— Wie siehst Du aus, Gottfried?

Der Knecht nahm seine baumwollene Mütze ab, die Stirn und Ohren bedeckte. Der Mund mit den aufgeworfenen Lippen verzog sich zu einem widerwärtigen Lächeln.

— Mir ist warm, Herr! Als wir ankamen, hatte ich Frost — jetzt habe ich Hitze.

— Was ist geschehen? Was hast Du gethan?

— Ich habe Wein getrunken, Herr! Die Leute auf Walesrode sind doch recht gute Leute . . . sie sind nicht geizig mit ihrem Weine.

— Dachte ich es doch! murmelte Eusebius mit Verdruß. Gottfried, fügte er mahnend hinzu, Du hast übel gehandelt wider den Herrn, dem Du Gehorsam geschworen. Du hast von dem Naß getrunken, der des Menschen Herz verdirbt und sein Gewissen belastet. Ich fürchte für Deine

Seele, daß sie der ewigen Verdammniß anheimfällt. Hast Du Dein Gelübde vergessen?

Gottfried riß gewaltsam die schweren Lider auf; seine wasserblauen Augen wurden sichtbar.

— Herr, ich habe keinen Branntewein getrunken, keinen Tropfen von dem Teufelswasser! stammelte er.

— Aber Dein Geist ist umnebelt. Spürst Du die Hitze nicht?

— Ja, Herr!

— Das ist der Hölle Feuer, das in Deinen Adern glüht! Laß Dich nicht vom Satan verlocken, der Dich zum Schwatzen reizen will. Weißt Du noch, was Du thust, was Du sprichst?

Gottfried's Augen waren wieder bedeckt.

— Ja, Herr, ich weiß es. Aber, Herr, für wen hat denn unser Herrgott den Wein wachsen lassen?

— Für die Sünder, die ihr Gewissen betäuben wollen.

Der treue Knecht schüttelte den Kopf, ohne die Augen aufzuschlagen.

— Das begreife ich nicht! murmelte er, die Mütze mit den derben Fäusten zusammendrehend.

— Was begreifst Du nicht?

— Dann muß der Bediente gelogen haben.

— Was hat er Dir gesagt?

— Ich sollte nur trinken . . . der Wein wäre gut . . .

es wäre dieselbe Sorte, die der Herr Pastor und der Herr Graf bei Tische tränken . . .

— Gottfried, Du bist schwach gewesen.

— Ja, Herr!

— Bereue, und Dein Vergehen wird Dir verziehen sein.

— Ich bereue, Herr!

— Und damit Du den Versuchern nicht wieder anheimfällst, wirst Du diese Nacht in meiner Nähe schlafen.

— Wo, Herr?

— Dort in dem Sessel am Kamine. Jetzt entkleide mich, dann kannst Du zur Ruhe gehen.

Gottfried schnitt ein Gesicht, als ob er Wermuth getrunken hätte. Der Befehl kam ihm nicht recht; er wäre lieber in das Domestikenzimmer zurückgekehrt, wo er eine lustige Gesellschaft verlassen hatte. Aber er fügte sich und begann seinen Dienst, während dessen er nach dem glänzenden Lehnstuhle schielte, in dem er schlafen sollte.

Eusebius lag im Bette. Die Ampel erhellte das Schlafgemach und theilte durch die offene Thür auch dem Zimmer ein mattes Licht mit, in welchem Gottfried es sich bequem machte. Er zog die schweren Schuhe von den Füßen, den blauen Rock von dem breiten Rücken und die baumwollene Mütze über die Ohren. Die Füße nach dem verglimmenden Feuer des Kamin's gestreckt, lag er in dem weichen Sessel. Den Rock benutzte er als Decke.

Es war, wie wir bereits berichtet, zu Anfang des Winters. Der Wind hatte sich aufgemacht, man hörte sein Sausen in dem Kamine. Von Zeit zu Zeit schnaubte eine Zugluft herab, welche die Kohlen anblies. Vor den Fenstern, die nach dem Parke hinausgingen, rauschten die Bäume. Bei heftigen Stößen hörte man das Knarren der alten Zweige. Die braunen Wände, die schwarz erschienen, das Crucifix auf dem Kaminsimse, die bald stark, bald schwach glühenden Kohlen, das Rauschen des Wintersturms, die Todtenstille in dem Schlosse, die halbe Dämmerung des Gemachs, in welchem die fromme Ulrike gestorben, die Stunde zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht ... bedurfte es mehr, um ein schuldbeladenes Gewissen in Schrecken zu setzen? Waren nicht alle Ingredienzen zu einer düstern Romantik vorhanden?

Eusebius war dergestalt abgespannt und erschöpft, daß er bald in einen festen Schlaf versank, und er gab sich diesem Schlafe um so mehr hin, als er wußte, daß sein treuer Knecht in der Nähe war.

Gottfried war sehr aufgeregt, nicht nur vom Weine, sondern auch von dem Anblicke einer hübschen Magd, die ihm das Nachtessen gebracht hatte. Seine geistige Beschränktheit war nicht so groß, daß sie ihn unempfindlich für weibliche Reize machte. Er sah das üppige, kerngesunde Mädchen mit der weißen Küchenschürze vor sich stehen, hörte

die Einladung, den Braten zu verzehren, und fühlte den leichten Schlag, den sie ihm scherzend mit der Hand auf die Wange gab. Lorchen, so wurde sie genannt, hatte den guten Gottfried entzückt. Die Lust wandelte ihn an, noch einmal das Domestikenzimmer aufzusuchen. Daß es schon spät in der Nacht war, wußte er nicht. Er stand auf und schlich nach dem Schlafzimmer. Eusebius verrieth durch die laute Respiration, daß sein Geist der gewöhnlichen Lebenssphäre entrückt war.

Der Herr schläft! dachte der Knecht. Er wird nicht merken, daß ich fort bin. Wein werde ich nicht trinken, und mit Lorchen zu sprechen ist keine Sünde . . .

Er ging zu dem Sessel zurück, um den Rock anzuziehen, der auf der hohen Lehne hing.

Noch hatte er den Sessel nicht erreicht, als er bestürzt stehen blieb. Er riß die Augen auf, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht täuschte. Und es war keine Täuschung: vor dem Kamine stand eine weiße Gestalt, die aus dem Schlote herabgestiegen sein mußte, denn weder eine Thür, noch ein Fenster hatte sich geöffnet, um sie einzulassen. Gottfried zitterte am ganzen Körper, er war unfähig, einen Laut auszustoßen. Die Hand, die sich nach dem Rocke ausstreckte, sank zurück.

Nun bewegte sich die weiße Gestalt; es schien, als ob sie sich von dem schwarzen Hintergrunde ablöste. Das

lichte, faltenreiche Gewand umgab wie eine Wolke ihren hohen, schlanken Leib. Ihre Bewegungen verursachten kein Geräusch, sie schwebte, nach Art der Geister, unhörbar über den Teppich. Die weiße Fraungestalt in dem dunkeln Zimmer! Und in diesem Augenblicke schlug es halb ein Uhr.

Gottfried sah mit Entsetzen, daß der Geist nach dem Schlafzimmer seines Herrn schlich. Er hatte nicht den Muth, ihm entgegenzutreten; ihm kam es vor, als ob das Gespenst eine leuchtende Spur auf dem schwarzen Teppich zurückließ.

Der Sturm war stärker geworden. In dem Kamine heulte es, als ob der Beelzebub mit seiner ganzen Heerschaar herabführe. Auch das Feuer flackerte wieder zu großen Flammen auf, und so plötzlich, daß es nur die Hand eines Geistes angeschürt haben konnte. Ach, und die Flamme sah grün und gelb aus; sie verbreitete sogar einen schwefelartigen Geruch durch das ganze Zimmer, das ein heller Schein erfüllte.

Die Gestalt schloß leise die Thür des Schlafgemachs, kam zurück, warf Gottfried's Rock zu Boden und ließ sich in dem Sessel nieder.

Nun warf sie den Schleier zurück. Ein todtbleiches Gesicht mit einem schwarzen Barte zeigte sich. Wenn das Gewand eine Frau angedeutet hatte, so verrieth das Ge-

sicht einen Mann. Die schwarzen Augen desselben glüheten wie Kohlen und durch die farblosen Lippen schimmerten schneeweiße Zähne. Der Geist kreuzte, nach Manier gewöhnlicher Menschen, die Arme und sah den Knecht starr an.

Gottfried rieb sich die Augen wie ein aus dem Schlafe geschrecktes Kind; er begann zu schluchzen und stieß seltsame Töne aus.

— Ruhe! rief der Geist mit zischender Stimme.

Dann deutete er mit der Hand an, daß der Knecht näher treten solle. Gottfried verstand den Befehl, er wäre ihm auch gern nachgekommen, aber der Schreck hatte seine Glieder dermaßen gelähmt, daß er sich nicht bewegen konnte. Obwohl er keine Schuhe trug, so waren ihm die Füße dennoch schwer wie Blei.

— Gottfried, rief der Geist dumpf und hohl, Du bist Deinem Herrn stets ein treuer Knecht gewesen, bist stets auf guten Wegen gewandelt . . . ich bin herabgestiegen, um Dich zu belohnen! Darum tritt furchtlos näher, höre meine Worte und stehe mir Rede.

Es war also ein guter Geist. Gottfried hatte dies sofort begriffen. Er entblößte sein Haupt und schwankte einige Schritte dem Kamine zu. Der Geist streckte die Hand nach dem Feuer aus: eine schwefelgelbe Flamme zuckte prasselnd empor.

— Weiche nicht zurück, sagte zähnefletschend die Gestalt; ich zünde Licht an, damit Du mich sehen kannst. Meine Augen sehen Dich, und wäre es finster wie in der Tiefe der Erde.

— Ja, Herr! stammelte der Knecht, dem die versprochene Belohnung ein wenig Muth gegeben.

— Setze Dich nieder!

Gottfried sank langsam auf den weichen Teppich und kreuzte die Beine wie ein Pascha.

— Wie lange dienst Du Deinem Herrn? fragte der Geist.

Der Knecht besann sich einige Augenblicke, dann antwortete er:

— Ich weiß es nicht.

— Du willst mich täuschen, Gottfried! Wage es nicht, denn ich durchschaue Deine Seele. Meine Fragen sollen Deine Aufrichtigkeit auf die Probe stellen.

Aber Gottfried sah stupid den Mann im Sessel an; er saß regungslos wie eine Statue.

— Wer sind Sie denn, Herr? fragte er nach einer Pause.

— Ich bin Ottokar von Walesrode!

— Herr Gott im Himmel! stöhnte der Knecht.

— Hast Du mich gekannt?

— Ja, Herr!

— So mußt Du wissen, daß man mir meuchlings das Leben geraubt hat. Wehe meinem Mörder!

Der Geist streckte die Hand aus. Das Feuer flackerte wieder auf, den stinkenden Dunst verbreitend. Gottfried war so erschreckt, daß er sich mit beiden Händen auf den Boden stützen mußte.

— Willst Du mir dienen? fragte die Erscheinung.

— Ja, Herr!

— So übergieb Deinem Herrn diesen Brief und sage ihm, daß Ottokar von Walesrode ihn gebracht habe.

— Er warf dem Knechte ein Papier zu, das zu berühren Gottfried Anstand nahm.

— Man hat mich erschossen, fuhr die Erscheinung dumpf und feierlich fort; ich kenne meinen Mörder, ich sehe ihn auf der Erde wandeln, die er bald verlassen wird, um zur ewigen Verdammniß einzugehen. Das Verbrechen, das seine ruchlose Hand verübt, ist durch keine Reue, durch keine Buße zu sühnen.

Gottfried hatte die Hände erhoben und murmelte:

— Der Teufel hat keinen Theil an mir, denn ich bin immer ein treuer Knecht meinem Herrn gewesen . . .

Wie ein Verzweifelnder sprang er plötzlich auf.

— Es giebt keine Buße? fragte er mit heiserer Stimme, die Augen weit aufreißend.

— Nein, nein! Sage das dem, dem Du dienst.

Gottfried stürzte nach dem Schlafkabinette. Er riß die Thür auf, eilte zu dem Bette und rüttelte hastig den schlafenden Eusebius, der sich erschreckt hoch emporrichtete.

— Was giebt's? stammelte er.

— Einen Geist, Herr! Einen erschrecklichen Geist, der aussieht, wie der Kalk an der Wand . . . er sitzt in dem großen Stuhle am Kamine. Das Feuer stinkt wie Pech und Schwefel . . .

— Gottfried, Du bist berauscht!

— Ich bin so nüchtern als Sie, Herr Pastor; ich kann gut hören und sehen . . .

— So hast Du einen lebhaften Traum gehabt . . .

— Ich habe nicht nur den Geist gesehen, ich habe ihn auch gesprochen.

— Trunkenbold! rief Eusebius, ärgerlich über die Störung seiner Nachtruhe.

— Da liegt auch ein Brief, den ich Ihnen übergeben soll.

— Hole ihn!

— Nein, ich gehe nicht allein zurück. Mir beben alle Knochen . . . ich kann nicht mehr sprechen . . . das ganze Zimmer stinkt nach Schwefel . . .

Eusebius verspürte wirklich einen sonderbaren Geruch, der durch die offene Thür hereinzog. Der Gedanke an eine Mystifikation stieg in ihm auf. Er hatte zwar vor

Geistern und Gespenstern keine Furcht, wohl aber vor lebendigen Menschen.

— Gottfried, sagte er, Du hast starke Fäuste . . .

— Ja, Herr!

— Packe den Geist, rüttele ihn tüchtig und frage ihn, wer er sei.

— Er hat es mir schon gesagt, Herr . . . er wäre Ottokar von Walesrode . . . Sprechen Sie selbst mit ihm . . .

Eusebius sprang aus dem Bette und hüllte sich in seinen großen Mantel. Hier galt es eine ernste Untersuchung, und er wollte sie anstellen, zumal da ihm die Fäuste seines starken und getreuen Knechtes zu Gebote standen. Da er dem Grafen nie getraut, so glaubte er jetzt, daß dieser einen geheimen Plan verfolge. Auch galt es, dem Knechte Muth und Energie zu zeigen, sowie nicht minder in den Besitz des Briefes zu gelangen. Als Gottfried sich weigerte, voranzugehen, fragte der Herr:

— Willst Du mich verlassen, wenn es gilt? Der da ist ein Betrüger, den wir entlarven müssen.

Beide betraten Hand in Hand das Zimmer. Das flackernde Kaminfeuer verbreitete so viel Licht, daß sich deutlich alle Gegenstände unterscheiden ließen. Der Lehnstuhl war leer. In keinem der Winkel zeigte sich Verdächtiges. Eusebius untersuchte die Thür, die nach dem Vor-

zimmer führte . . . sie war von innen fest verschlossen, der Schlüssel stak im Schlosse.

— Gottfried, Du hast wirklich einen lebhaften Traum gehabt.

Aber der treue Knecht wollte nicht daran glauben; er deutete ängstlich nach einem weißen Punkte auf dem dunkeln Teppich.

— Da liegt der Brief! flüsterte er.

In dem Augenblicke, als Eusebius sich neigte, um das Papier zu nehmen, prasselte das Feuer geräuschvoll auf und jener erstickende Dunst verbreitete sich wieder, der an die Hölle errinnerte. Gottfried wich bestürzt zurück und Eusebius stützte sich mit der Hand auf den Boden. Aber Alles blieb still, der Fürst der Unterwelt trat aus dem grauen Qualm nicht hervor, der in krausen Wolken zur Decke aufwirbelte. Es grenzte nun zwar an's Wunderbare, daß man die Hand nicht sah, die das Feuer anschürte; aber Eusebius, der nur bei gewissen Gelegenheiten Metaphysiker war, richtete sich, anscheinend ruhig, empor und befahl dem Knechte, die Kerze an der Ampel im Schlafgemache anzuzünden.

Gottfried kam zurück und das braune Zimmer war völlig erhellt.

— Ueberzeuge Dich, mein Freund: es ist alles in Ordnung! Dort steht der Stuhl, dort liegt Dein Rock . . .

— Aber der Schwefel, Herr, der Schwefel! murmelte Gottfried.

— Der starke Wind fährt in dem Schlote herab und treibt den Rauch in das Gebäude. Von Schwefel rieche ich keine Spur — man brennt Kienholz, da hast Du die Erklärung.

Eusebius öffnete das Papier und las folgende Zeilen:

„Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf. Mephisto."

Eusebius schüttelte den Kopf, er kannte diese Stelle aus Göthe's Faust, die ihm als Mahnruf zugesandt ward. Was sollte er daraus schließen? Wer sandte sie ihm? Und zu welchem Zwecke ward sie ihm gesandt? An einer Mystifikation ließ sich nicht mehr zweifeln, und diese ging ohne Frage von dem Grafen aus. Aber bald sollte er seine Ansicht ändern.

— Gottfried, befahl er, Du schläfst vor meinem Bette.

— Ja, Herr.

Der Knecht war damit vollkommen einverstanden, denn er hatte Furcht vor dem Kamine. Er sah seinen Herrn von der Seite an — das hagere Gesicht des Pastor's verrieth Unruhe, Besorgniß. Herr und Knecht gingen in das Schlafgemach. Draußen tobte noch immer der Wind, als

ob er die Zinnen des Schlosses stürzen wollte. Die Wetterfahnen kreischten und vor den Fenstern ächzten die Zweige der großen Bäume. Eusebius Grunewald zitterte wie ein Fieberkranker, nicht etwa weil er Furcht hegte, sondern weil ihm die Wärme des Bett's und die Ruhe fehlten. Eine Unterbrechung seiner täglichen Gewohnheiten machte ihn krank. Und so beeilte er sich denn, seine langen Glieder mit den gräflichen Eiderdunen zu bedecken. Gottfried hüllte sich in den Mantel seines Herrn, wozu er die Erlaubniß erhalten, und kauerte sich in einen Lehnstuhl, der so stand, daß Eusebius ihn von seinem Pfühle sehen konnte.

— Gottfried! rief der Herr.

— Ich höre.

— Sollte man unsere Ruhe zum zweiten Male stören, so packst Du den Störer und bringst ihn zu mir.

— Aber wenn es nun der Teufel ist?

— So packst Du den Teufel. Fürchte Dich nicht, ich werde Alles verantworten.

Gottfried war so müde, daß er nach fünf Minuten schon in einem festen Schlafe lag. Eusebius Grunewald aber dachte noch über die Verse nach, die ihm ankündigten, daß der Teufel mit ihm durch die Luft fahren werde. Die Schwierigkeiten einer solchen Reise waren dem Denker nur zu wohl bekannt, er lächelte über die Wahl des plumpen

Mittels, ihn einzuschüchtern, und fragte sich vergebens nach dem Grunde des Verfahrens überhaupt.

Die Schloßuhr schlug eins. Der schrille Ton ward von dem Sturm wie eine Feder geschleudert. Die Geisterstunde war also vorüber. Eusebius versank nach und nach in einen Halbschlaf, der ihm erlaubte, die Außendinge wahrzunehmen. Nicht Furcht, aber die Klugheit erregte in ihm den festen Willen, sich dem Schlafe noch für einige Zeit zu entziehen. Da vernahm er ein Geräusch, ähnlich den schleichenden Tritten eines Menschen. Ohne sich zu regen, wandte er die Blicke zur Seite. Die Ampel verbreitete Licht genug, daß ein gutes Auge die Vorgänge in dem Schlafgemache wahrnehmen konnte. Und Eusebius besaß ein gutes Auge. Aber er sah Nichts. Der schlaende Gottfried mußte wohl das Geräusch verursacht haben. Schon glaubte Eusebius, er habe sich getäuscht; da aber gewahrte er eine Erscheinung, die den Athem in seiner Brust stocken machte. Hinter der Lehne des Sessels, in welchem Gottfried schlief, tauchte ein seltsamer Kopf empor, ein pechschwarzer Kopf mit zwei kurzen Bockshörnern. Unter der niedrigen braunen Stirn glühete ein entsetzliches Augenpaar. Die Nase hatte genau die Gestalt eines großen Geierschnabels, und unter der Nase prangte ein struppiger Schnurrbart. Das lange spitze Kinn bildete einen Bogen, der sich dem eingekniffenen Munde zuneigte. Die

Hand dieses Ungethüms, das grinsend über die Stuhllehne hinwegsah, streckte sich wie die Tatze eines Greifs nach dem schlafenden Knechte aus, der in diesem Augenblicke, als ob eine gewaltige Last auf seiner Seele läge, schwer und ängstlich erseufzte. Nun trat eine krebsrothe Gestalt hinter dem Stuhle hervor. Das war der leibhaftige Mephisto! Das Barett mit der Hahnenfeder hatte der Kerl keck auf das scheußliche Haupt gesetzt; er trug einen glänzenden Galanteriedegen und — hinkte. Der Pferdefuß brachte das klappernde Geräusch hervor, das vor einigen Minuten hörbar gewesen. Während der leibhaftige Teufel durch das Schlafgemach schritt, ras'te der Sturm dergestalt, als ob er das Schloß an einen andern Ort versetzen wollte. Die Fensterkreuze knackten und das Flämmchen in der Ampel bewegte der Luftzug. Dem armen Eusebius ward entsetzlich bange; er fühlte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren trat, und daß die glühenden Blicke des Vorüberschreitenden sein Gesicht brennend heiß machten. Er wollte Gottfried rufen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Er wollte sich emporrichten — ihm fehlte die Kraft. Es war, als ob das gräßliche Auge des Teufels ihn auf das Bett nagelte.

Jetzt kam das Ungeheuer tappend dem Bette näher. Es streckte die Klaue aus und wisperte mit heiserer Stimme:

— Eusebius, wirst Du ferner noch mit dem Teufel

kokettiren? Es giebt einen Fürsten der Hölle! Leugne ihn nicht, oder ich halte mein Wort! Beherzige den Brief ... Der Teufel hat ihn geschrieben. Wir sehen uns wieder ... alter Komödiant!

Ein Gekicher, ähnlich dem Wihern eines jungen Pferdes, begleitete das Verschwinden des Teufels. Alles war still, selbst der Sturm schien sich gelegt zu haben. Der Knecht schnarchte den gesunden Schlaf des Bauern, und der Herr rieb sich die nasse Stirn und betastete Gesicht und Brust, als ob er sich von der Existenz seiner irdischen Hülle überzeugen wollte. Noch lange lag er wie gelähmt an allen Gliedern.

— Es ist doch wohl ein Traum gewesen! murmelte er. Meine erregte Phantasie schafft wunderliche Bilder ... Ich bin krank, mich schüttelt ein Fieber. Der starke Wein, die schweren Speisen ... solche Gebilde kommen aus dem Magen.

Der Morgen dämmerte trüb durch das Fenster, als Eusebius, wie zerschlagen am ganzen Körper, das Bett verließ. Er hatte die Ansicht gewonnen, daß der Graf ihm einen Streich spiele, und für diese Ansicht sprach die Wahl des Schlafgemachs. Im Grunde der Seele schämte er sich, an eine wirkliche Erscheinung des Teufels zu glauben. Aber da fand er den Brief unter dem Kopfkissen, und bei dem Lesen desselben erinnerte er sich der drohenden

Worte des Ungeheuers und der magnetischen Kraft der Blicke desselben. Er wußte nicht, was er von der Geschichte halten, was er annehmen sollte. Als er durch das Fenster in den Park sah, war die Landschaft mit Schnee bedeckt. Der Sturm hatte den alten Bäumen starke Zweige entrissen, die zerstreut auf der weißen Erde lagen. Eine der Linden war von dem Gipfel bis zur Wurzel auseinandergespalten. Die Morgensonne schien bleich durch zerrissenes Gewölk.

Gottfried war nur mit Mühe aus seinem tiefen Schlafe zu wecken; er starrte verwundert seinen Herrn an, als dieser ihn fragte:

— Du hast wohl einen schweren Traum gehabt?

— Ja, Herr! antwortete er gähnend.

— Und was, Gottfried, hat Dir geträumt?

— Ich habe einen weißen Geist gesehen, der mir einen Brief an Sie übergab.

— Das hat Dir geträumt?

— Ja, Herr; und auch, daß ich Ihnen den Brief gegeben habe. Weiter weiß ich Nichts. Der Traum hat mich recht erschreckt.

— Ich glaube Dir, armer Bursch.

— Herr, haben denn Träume eine Bedeutung? fragte Gottfried, indem er seinen Rock anzog.

— O ja. Mir träumte, Du habest mir den Brief gegeben.

Gottfried riß Augen und Mund auf.

— Was stand denn in dem Briefe, Herr?

— Ich soll ferner über Dein Seelenheil wachen, damit Du der Hölle nicht anheimfielest.

Gottfried faltete die Hände und bat:

— Thun Sie es doch, Herr!

— Wenn Du fortfährst, mir ein treuer Knecht zu sein. Nun geh und schicke mir den Bedienten.

Bald erschien Georges, nach den Befehlen des Gastes fragend.

— Melden Sie mich dem Herrn Grafen.

Georges kam mit der Nachricht zurück, daß der gnädige Herr den Herrn Pastor bitten ließe, sogleich zu erscheinen. Eusebius, der dem Bedienten folgte, traf den Erben von Walesrode bleich und hinfällig am Kamine. Felix von Biberstein zitterte vor Frost, obgleich er einen kostbaren Schlafpelz trug, der seinen ganzen Körper bis an die Ohren einhüllte. Sein Gesicht hatte eine aschgraue Farbe, die Augen waren matt und trübe und die Lippen bläulich. Eusebius sah den reichen Mann erstaunt an.

— Herr Pastor, sagte das Männlein mit schwacher Stimme, ich habe eine gräßliche Nacht gehabt. Nicht im

Schlafe, wohl aber in einer Art Delirium habe ich die endlosen Stunden verbracht.

— Mir ist es nicht besser ergangen, Herr Graf; der entsetzliche Sturm, der die Bäume Ihres Parks wie Schilf zerknickt, hat mich nicht ruhen lassen. War es doch, als ob das wilde Heer um die Zinnen des Schlosses tobte.

— Welche Summe verlangt der Baron? fragte Felix.

Er schauderte heftig zusammen, als Eusebius dreißigtausend Thaler nannte. „Ich werde sie ihm zahlen, murmelte er, damit wir vor dem Manne Ruhe gewinnen. Nicht wahr, Freund, Sie sind derselben Meinung?

— Wir haben mit dämonischen Mächten zu thun, und zu diesen Mächten gehört der Baron. Indem er die Zahlung annimmt, tritt er auf unsere Seite, und wir haben den Mann nicht mehr zu fürchten.

— Aber schaffen Sie mir Garantie, mein Freund, Garantie!

— Ich werde sie Ihnen bringen.

Felix von Biberstein nahm ein Portefeuille von dem Gesimse des Kamins und reichte es, das Gesicht abgewendet, dem Pastor.

— Da ist das Geld! murmelte er. Aber die Komödianten, die gräßlichen Komödianten?

— Qui s'excuse, s'accuse! sagte Eusebius. Wir können in dieser Beziehung Nichts thun, als ruhig warten. Greift der Feind uns an, so finde er einen geschlossenen Phalanx. Der Teufel treibt sein Spiel — treten wir ihm muthig entgegen.

— Jawohl der Teufel! murmelte der Graf, den ein Fieberfrost schüttelte. Sie haben Recht, lieber Freund, es giebt einen Teufel!

— Sind Sie endlich zu der Erkenntniß gelangt?

Der Graf nickte schmerzlich mit dem bleichen Haupte, dann starrte er in die Gluth des Kamins.

Eusebius beobachtete ihn mit scharfen Blicken.

— Sollte der Mann wirklich nicht Komödie mit mir spielen? dachte er. Sollte er, wie ich, durch einen Farçeur eingeschüchtert sein? Dann müssen die Puppen von einer andern Hand dirigirt werden, die sich in der verflossenen Nacht gezeigt haben. Ich werde für Sie beten! sagte er laut. Aber denken Sie an die Sturmesnacht, die ich mit Ihnen unter einem Dache verbracht habe. Der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe und suchet die, so er verschlinge.

Livia erschien jetzt in einem reizenden Morgennegligée. Georges servirte den Kaffee auf einem Tische neben dem warmen Kamine. Man sprach von Antonien. Die Gräfin

bedauerte, daß ihre Lehren bei der Baronesse keinen Eingang gefunden, sprach von Romantik, die zur Mode geworden, und hielt jetzt eine Verbindung zwischen ihrem Bruder und der Entflohenen für dringend geboten. Der Adel müsse gegen die Uebergriffe des Bürgerthums einschreiten, schloß sie ihre wohlgesetzte Rede; und dem übermüthigen Albers sei zu beweisen, daß er mit seinem Gelde nicht mehr sei, als ein gewöhnlicher Bauer. Der Landrath besitze ja Mittel genug, um die bethörte Tochter einzuholen. Das neue Stück, das man in der Stadt aufgeführt habe, passe auf viele Verhältnisse; man solle es ruhig spielen lassen, und nach einigen Wochen würde Niemand mehr davon sprechen.

Eusebius stimmte diesen Ansichten bei, empfahl dem leidenden Grafen Ruhe und fuhr bald darauf nach seinem Dorfe zurück. Concordia empfing ihn mit der Nachricht, daß der Baron schon zwei Mal geschickt habe. Der Pfarrer ging auf das Schloß und übergab dem harrenden Landrathe das Geld.

— Sie sehen, gnädiger Herr, daß ich meinen Einfluß zu Ihren Gunsten verwendet habe.

— Und was kann ich für Sie thun? fragte lächelnd der gnädige Herr.

— Machen Sie sobald als möglich den Grafen von

Biberstein zu Ihrem Schwiegersohne und theilen Sie so das Erbe von Walesrode mit dem frömmsten Manne.

Eusebius Grunewald verneigte sich tief.

— Ich verstehe Sie, mein Freund!

— Mit jenem Portefeuille macht der Graf die erste Anzahlung.

— Sie genügt für den Augenblick.

Denselben Tag noch löſ'te der Baron seine Wechsel ein.

---

## Drittes Kapitel.

### Mutter und Großmutter.

Gegen Abend des dritten Tags hielt der Wagen mit der Leinwandsdecke wieder an der einsamen Eiche im Felde. Friedemann Albers stieg aus und reichte dem Sohne des Müllers, der die Pferde lenkte, die Hand.

— Habe Dank, Freund Conrad, für den wichtigen Dienst, den Du mir geleistet hast. Bedarfst Du meiner, so sei versichert, daß ich stets bereit bin, Dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

— Hat Nichts zu sagen, Friedemann, antwortete der Müller. Ich wollte, ich hätte mehr für Dich thun können. Du weißt nun, wie die Dinge stehen . . . richte Dich darnach. Aber traue dem Pastor nicht, er allein trägt die Schuld an der Entdeckung. Dem dummen Gottfried

werde ich eine Lection geben, daß er lange daran denken soll.

Konrad, der den Freund, wie verabredet, zurückgeholt hatte, fuhr nach der Mühle; Friedemann schlug den Weg nach dem Dorfe ein, das er, als die Feierabendglocke geläutet wurde, erreichte. Der junge Mann wußte bereits, daß der Vater die Gefängnißstrafe, die der Landrath erkannt hatte, abbüßte. Als er den Schloßthurm sah, murmelte er vor sich hin:

— Geduld, Herr Baron, unser Kampf hat erst begonnen, er ist noch lange nicht zu Ende! Sie halten mir den Vater gefesselt . . . ich halte ihre Tochter! Gehen Sie nicht zu weit, oder der Faden meiner Geduld zerreißt! Mißbrauchen Sie Ihr Amt zu Privatzwecken, so benutze ich ein Geheimniß zur Abwehr, das die Welt mit Staunen und Entsetzen erfüllen soll.

Die Dämmerung war angebrochen, als er durch das Thor trat, über den Hof ging und das Wohnhaus erreichte. Er lauschte. Alles war still. Er trat in das Wohnzimmer. Neben dem Ofen, in welchem ein Feuer murmelte, saß Lottchen. Sie fuhr erschreckt auf, als sie den Bruder erblickte.

— Friedemann! Friedemann! rief sie, ihm entgegen eilend.

— Bist Du allein, Schwester?

— Ja.

— Wo ist der Vater?

— Im Gefägnisse des Landrathsamtes.

— Also ist es dennoch wahr! Das soll der Baron büßen!

— Friedemann, Du bist nicht zur Jagd gewesen — bekenne es mir, Deiner Schwester, die stets für Dich gesprochen und gesorgt hat. Friedemann, Du hast einen tollen Streich verübt . . .

— Und dessen bin ich heute froh, denn ich kann die dem Vater zugefügte Schmach rächen. Lottchen, Dir vertraue ich es an, daß ich Antonien die Flucht ermöglicht habe, daß sie mich liebt, daß ich sie wieder liebe, trotz der Feindschaft unserer Väter. Du begreifst wohl die Täuschung, deren ich mich schuldig gemacht, und wirst sie verzeihlich finden, denn sie war von den Verhältnissen dringend geboten. Sind wir allein?

— Ja! schluchzte Lottchen.

— Wo ist Herzog?

— Er ist nach der Stadt gereis't und wird diesen Abend zurückkehren.

— Gut, so haben wir Zeit, uns zu verständigen.

Friedemann, dessen Charakter dem des Vaters ähnlich war, mußte gewaltsam seine Aufwallung bekämpfen. Während er sinnend am Fenster stand, zündete Lottchen die

Lampe an. Jetzt sah er das Gesicht der Schwester — ihre Augen waren trübe, ihre Wangen hochroth; sie hatte viel geweint. Friedemann wollte sich verständigen; aber er wußte nicht, wo und wie er beginnen sollte. War er auch ein glühender, leidenschaftlicher Liebhaber, so war er auch ein guter Sohn, und den Gemüthszustand des Vaters während der Gefängnißhaft konnte er sich lebhaft vorstellen.

— Lottchen, murmelte er, ich kann wohl annehmen, daß der Vater Alles weiß.

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

— Meine Angelegenheit, fuhr er erregt fort, hängt mit der des Landraths nicht zusammen. Als ich Antonien kennen und lieben lernte, war die Feindschaft der beiden Nachbarn bereits zu einem Grade gediehen, der Alles fürchten ließ. Der Baron hätte seinem Grolle dennoch Luft gemacht, auch wenn ich Antonien nicht vor der Heirath mit dem schrecklichen Grafen von Biberstein gerettet hätte.

— Dessen ungeachtet zürnt Dir der Vater, entgegnete Lottchen. Er will Dich nicht widersehen, will sich von Dir lossagen. Ach, Bruder, es ist eine heillose Verwirrung über unser Haus gekommen, eine Verwirrung, deren Lösung nicht abzusehen ist.

Lottchen brach in Thränen aus. Friedemann starrte

düster vor sich hin. Der Vater wollte sich von ihm lossagen! Das war ein hartes, inhaltschweres Wort. Und wodurch hatte er eine solche Strafe verwirkt? War denn seine Liebe zu der Baronesse ein Verbrechen?

— Mich verstoßen! rief er in leidenschaftlicher Erregung. Warum denn? Darf ich mein Auge nicht zu einer Baronesse erheben? Antonie ist das liebenswürdigste Mädchen auf der Welt, und ehe ich von ihr lasse . . .

— Sprich nicht weiter, Bruder! unterbrach ihn Lottchen hastig. Der Vater, er mag sein wie er will, steht Dir immer noch näher, als die Baronesse.

— Aber er will mich verstoßen! Begreifst Du denn auch die ganze Bedeutung eines solchen Aktes? Lottchen, Leo Bonhorst ist ein armer Schauspieler, der Nichts besitzt als seine Kunst . . . aber ist er nicht auch ein braver Bursche, ein fein gebildeter Mann? Wenn nun der Vater auch Dich verstoßen wollte, weil Du, die Tochter eines reichen Oekonomen, ihn . . .

— Halt ein, halt ein! rief sie, indem sie erschreckt das Gesicht mit der weißen Schürze verhüllte.

Friedemann, der aufgestanden war, hatte seine Hand auf ihre schwellende Schulter gelegt.

— Lottchen, sagte er mit bewegter Stimme, ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn mir Deine erwachende Neigung zu dem hübschen Rekruten entgangen wäre, der

sich umsonst abmüht, die Gefühle in seiner Brust zu bekämpfen, nur um den Frieden Deines Herzens und den unserer Familie nicht zu stören. Du liebst Leo, Lottchen ... gestehe es mir, wie ich Dir meine Liebe gestanden habe ... wie glücklich könntet Ihr beide sein, wenn nicht alberne Vorurtheile Euch entgegenträten ... wie meine Stellung zu der höher stehenden Baronesse ist die Leo's zu Dir ... was würdest Du thun, Schwester, wenn man Dir jetzt einen Mann aufzwingen wollte, der Dir verhaßt ist? Was würdest Du thun, wenn Dich der Vater lieblos behandelte, unbekümmert, ob Du glücklich würdest oder nicht?

Lottchen weinte bitterlich. Statt zu antworten schüttelte sie schluchzend mit dem Köpfchen, fest das Gesicht verhüllend. Das arme Kind liebte wirklich mit der ersten Glut der Jugend, mit der Poesie, die alle realen Verhältnisse bei Seite setzt. Das Bild, das ihr Friedemann jetzt entworfen, erfüllte sie mit Entsetzen. Sie wollte das Zimmer verlassen, um sich draußen im Garten auszuweinen — da klopfte es leise an die Thür.

— Herr, mein Gott! rief Lottchen leise.

Dann flüchtete sie sich in den Theil des Zimmers, der im Schatten lag, rasch Augen und Wangen trocknend.

— Oeffne noch nicht! flüsterte sie dringend, als sie sah, daß Friedemann nach der Thür ging.

Der junge Mann blieb stehen. Aber in demselben

Augenblicke bewegte sich leise der Drücker in dem Schlosse. Die Thür ward geöffnet und Leo trat ein. Erstaunt sah er den Sohn vom Hause an. Dieser ermuthigte den Rekruten, indem er ihm herzlich die Hand reichte.

— Ich komme, um Abschied zu nehmen, sagte Leo traurig, der es vermied, über Friedemann's Abwesenheit, von der ihn Lottchen in Kenntniß gesetzt, zu sprechen.

— Sie wollen fort?

— Ich muß.

— Wann?

— Morgenfrüh sieben Uhr. Vorhin ist mir die Marschordre zugestellt.

— Durch wen?

— Durch einen Gensdarmen. Leiste ich nicht Folge, so transportirt man mich. Ich ziehe es vor, die kleine Reise zu Fuß zu machen und mich freiwillig bei dem Militairkommando zu melden.

— Aber, Freund, Sie sind noch krank . . . wie bleich Sie aussehen! rief Friedemann, den die Ordre des Landraths mit Entrüstung erfüllte. Sie werden zum zweiten Male krank werden und dann nicht so glimpflich davonkommen. Diese kleinlichen Kabalen des Landraths sind ekelerregend! fügte er zornig hinzu.

Leo, dessen Hand immer noch in der Friedemann's ruhete, begann mit bewegter Stimme:

— Lassen Sie mich ziehen, mein lieber Freund, die Nothwendigkeit erfordert es. Ich habe, indem ich Ihre überschwängliche Gastfreundschaft so lange in Anspruch nahm, Ihrem Hause der Unannehmlichkeiten schon zu viel zugezogen, als daß ich länger noch ein müßiger Zuschauer bleiben sollte. Meinen Dank kann ich Ihnen in Worten nicht ausdrücken; aber bietet sich mir einmal die Gelegenheit, ihn durch die That zu beweisen, so zählen Sie auf mich, wie auf Ihren treuesten Freund.

Rührung übermannte ihn, er konnte nicht weiter sprechen.

Friedemann wandte sich ab; ein bitteres Gefühl hatte sich seiner bemächtigt.

— Dort ist meine Schwester! sagte er. Mein Gott, murmelte er voll Groll vor sich hin, greifen denn die erbärmlichen Convenienzen überall mit rauher, zerstörender Hand ein? Gilt denn das Menschenherz Nichts mehr in diesem Affenleben?

Er warf sich auf einen Stuhl, kreuzte die Arme und starrte düster zu Boden.

Da stand nun der arme Leo dem armen Lottchen gegenüber. Beide wagten es nicht, sich anzusehen. Eine peinliche Stille herrschte in dem Zimmer, die nur durch das Murmeln des Feuers im Ofen unterbrochen ward. Mit dem Takte des gebildeten Mannes näherte sich der Rekrut der Tochter vom Hause.

— Fräulein Albers verzeiht mir die Störung, die ich in ihrem Hauswesen verursacht habe.

— Ich habe Ihnen Nichts zu verzeihen, Herr Bonhorst, flüsterte Sie zurück. Sie sind uns ein sehr willkommener Gast gewesen . . . meine besten Wünsche begleiten Sie auf der Reise.

Jetzt bemerkte der Rekrut, daß Lottchen geweint hatte.

— Darf ich Ihnen von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen zukommen lassen? fragte er leise.

— Es wird mich freuen, nur Gutes von Ihnen zu hören.

— Das gebe der Himmel, der mir bisjetzt nicht besonders günstig gewesen ist.

Die Unterhaltung stockte. Leo wußte Nichts mehr zu sagen und Lottchen zitterte am ganzen Körper.

Jetzt fuhr Friedemann auf.

— Schwester, Freund, wozu spielt Ihr eine so nichtssagende Komödie? Ich kann dieser Gaukelei nicht länger zusehen . . . werft die Maske ab und sagt rund heraus, wie es Euch um's Herz ist.

— Friedemann! rief Lottchen.

Leo stand wie Lott's Salzsäule.

— Ja, es ist Komödie, nur Komödie! fuhr Friedemann fort. Euere Worte sind nicht der Ausdruck Euerer Gesinnung. Wollt Ihr Euch denn gegenseitig betrügen?

Wollt Ihr Euch kurz vor der Trennung das Herz noch schwer machen? Giebt es nicht schon Dinge genug, die Einem das Leben verbittern? Morgenfrüh reis't Leo ab, und fort muß er, das begreife ich . . . statt den Abschied so leicht als möglich zu machen, macht Ihr ihn Euch schwer durch Possen, Grimassenschneiden und schöne Worte . . . Leo glaubt, weil er Schauspieler sei, er dürfe meine Schwester nicht lieben, und Lottchen stellt sich, als ob sie Schnee und Eis um das Herz habe, als ob ihr die ganze Geschichte gleichgültig wäre . . . der Teufel hole die Vorurtheile, die Ansichten, Meinungen, Rücksichten und Urtheile. Wir stehen hier nicht auf dem Theater, um einem Publicum, einem hochgeneigten Publicum, das bezahlt hat, Komödie vorzuspielen . . . jetzt nehmt einen Abschied, wie es sich für verständige und offenherzige Menschen geziemt, denn Ihr habt Euch lange genug abgeplagt — für das Uebrige wird Gott sorgen.

Friedemann verließ das Zimmer und schlug krachend die Thür hinter sich zu.

Lottchen ward glühend roth, erbleichte und ward wieder roth. Ihre Arme hingen schlaff herab; sie war fast besinnungslos vor Schrecken. Und Leo? . .

— Friedemann hat Recht! rief er. Die Angst treibt mich fort aus Ihrem Hause, und die Liebe hält mich zurück. Lottchen, hat der arme Schauspieler seinen Blick zu

hoch erhoben, hat er Ihre Freundlichkeit falsch gedeutet, ist er zu kühn gewesen . . . nun so weisen Sie ihn ab, er nimmt dann wenigstens die Gewißheit mit sich, daß all sein Hoffen vergebens ist.

Ueberwältigt von einem unbeschreiblichen Gefühle sank er vor dem laut weinenden Mädchen nieder. Sie streckte ihm die Hände entgegen, die er mit glühenden Küssen und Thränen bedeckte.

Schon nach einigen Augenblicken war die erste Erregung milder geworden — Lottchen lächelte unter Thränen.

— Mein Bruder ist so ungestüm verfahren! flüsterte sie.

— Gebe Gott, daß der Blick, den ich Ihnen in mein Inneres gestattet, nicht böse Folgen nach sich ziehe. Lottchen, es ist wahr, die Dankbarkeit, die ich für Sie hegte, hat sich, ohne daß ich es recht wußte, in Liebe verwandelt. Friedemann's scharfer Blick hat mich ganz durchschaut! Ich wollte das aufkeimende Gefühl unterdrücken . . .

— Warum denn? fragte Lottchen rasch.

— Weil ich ein armer, verwais'ter Mensch bin, dem der reiche Albers zwar Wohlthaten erzeigen, aber nie den Kreis seiner Familie öffnen kann. Und für so maßlose Gastfreundschaft wollte ich nicht undankbar erscheinen. Ich habe Alles, Alles erwogen . . . das Resultat war:

werde unglücklich, aber untergrabe die Ruhe Deiner Wohlthäterin nicht.

Lottchen stand hoch erglühend vor dem Schauspieler. Sie mußte sich sagen, daß Leo ein gutes, großmüthiges Herz hatte.

— Glauben Sie denn, fragte sie ganz leise, daß ich nach Ihrer Abreise die Ruhe gefunden hätte, die Sie mir wünschen?

— Lottchen, ich glaube Nichts; aber ich wollte meiner Pflicht gemäß handeln, die ich als solche erkannt hatte. Für Sie bin ich bereit, in den Tod zu gehen!

Sie legte ihr heißes Gesicht überwältigt an seine Schulter. Er drückte einen langen Kuß in die volle Flechte ihres braunen Haares. Dabei fühlte er, wie ihr ganzer Körper zitterte, hörte er, wie sie leise schluchzte.

— O, mein herrliches Mädchen, rief er im Uebermaße seines Gefühls, könnte ich Dich glücklich, recht glücklich machen!

Beide hielten sich innig umschlungen.

— Was ist das? rief eine markige Stimme. Herr Bonhorst, vergelten Sie so die Wohlthaten, die man Ihnen aus gutem Herzen erweis't? Ich habe Sie bemitleidet; jetzt . . .

Lottchen flog an Herzog's Brust, denn der Hofmeister

war es, der, von der Reise zurückgekehrt, rasch das Zimmer betreten hatte, ohne daß es die Liebenden gewahrt.

— Vetter, rief sie, spielen Sie den Verräther, so erhalten Sie keinen freundlichen Blick mehr von mir, ich hasse Sie wie Jeden, der Tücke und Verrath übt. Leo trägt die Schnld nicht an der Erklärung, die so eben zwischen uns stattgefunden, er hat bis zum letzten Augenblicke geschwiegen, hat als ein braver Mann gehandelt, und das macht ihn mir um so werther.

Herzog sah die eifrige Vertheidigerin des Angeklagten erstaunt an.

— Trägt vielleicht Lottchen, mein schüchternes Kind, die Schuld daran? rief er entrüstet.

— Nein, auch ich nicht.

— Treibt denn der Teufel sein Spiel hier im Hause? Alles geht darunter und darüber! Der saubere Friedemann entführt die Baronesse ... während der Landrath den Vater im Gefängnisse hält, läßt sich die Tochter von einem Komödianten umarmen — und ich selbst werde zum Komödien-Vetter gemacht ... und dazu soll ich schweigen?

Lottchen hob sich auf den Fußspitzen empor und flüsterte ihm in das Ohr:

— Vetter, wenn Sie nicht der Alte bleiben, der Sie bisher gewesen, so sage ich dem Rekruten, daß Sie ein gewisses Medaillon ... Sie verstehen mich ... als der

Rekrut krank lag, haben Sie es mit einer Miene betrachtet . . .

Der Hofmeister erschrack.

— Wohin soll das Alles führen? fragte er hastig. Ihr jungen Leute wirthschaftet in das Blaue hinein, phantasirt und entführt wie die Helden und Heldinnen auf dem Theater und kümmert Euch den Teufel darum, was aus den übrigen Personen wird, die Euch nahe stehen.

Nun wandte sich der Landwirth zu dem Rekruten, der in großer Befangenheit bisher zugehört hatte.

— Herr Bonhorst, ich weiß zwar, daß Jugend nicht Tugend besitzt; aber Sie sind alt genug, um ermessen zu können, daß Ihre Liebelei mit unserm Lottchen ein klägliches Ende nehmen muß. Mein Freund Albers ist ein strenger Mann, der sich durch schöne Redensarten nicht bethören läßt. Und wer sind Sie denn eigentlich, daß Sie es wagen dürfen, sich in unsere Familie zu drängen? Haben wir nicht Sorgen genug mit dem überspannten Friedemann, der sich kein Gewissen daraus macht, eine Baronesse zu entführen? Soll denn nun auch noch das leichtgläubige Lottchen entführt werden? Das fehlte noch, um den Vater völlig trostlos zu machen, um den bekümmerten Mann in die Grube zu bringen. Mein lieber Herr, Sie haben leichtsinnig gefrevelt, Sie haben sich eines Vergehens

schuldig gemacht, das durch die obwaltenden Verhältnisse zum Verbrechen wird.

— Vetter, flüsterte ihm Lottchen noch einmal zu, denken Sie an das Medaillon!

Aber der Vetter war so aufgebracht, daß er die Mahnung nicht hörte.

— Was können Sie mir antworten? fragte er barsch den jungen Mann.

Leo war ruhig geblieben.

— Sie haben Recht, Herr Herzog, antwortete er mit einem bittern Lächeln; ein Schauspieler, und zumal ein solcher, der seine Kunst nicht üben darf, ist ein beklagenswerther ohnmächtiger Mensch, denn er besitzt durchaus keine Garantie für die Sicherheit seiner Zukunft. Die Kunst geht ja stets nach Brodte, und dies wird ihr oft sehr spärlich zugemessen. Sie sehen, daß ich weder anmaßend bin, noch mich sanguinischen Hoffnungen hingebe.

— Ah, rief der Alte, so glauben Sie wohl, daß Ihnen Lottchen eine bessere Aussicht für die Zukunft eröffnet?

— Vetter, rief das junge Mädchen, das ist grob!

— Aber wahr, mein Kind, aber wahr!

— Sie haben nicht das Recht . . .

— Alle Wetter, ich habe nicht das Recht, die Wahrheit zu sagen? rief Herzog in großer Entrüstung.

— Denken Sie daran, daß Sie zu unserm Gaste sprechen.

— Und denken Sie daran, daß ich hier an Stelle Ihres Vaters stehe! Als man ihn in das Gefängniß führte, sagte er mir mit einem Blicke, den nur der Freund verstehen konnte: Herzog, wache über mein Lottchen! Und ich bin ein leichtsinniger Wächter gewesen, ich hätte nicht verreisen sollen, ich hätte vielmehr wissen müssen, daß die Mäuse über Tische und Bänke gehen, wenn die Katze nicht zu Hause ist. Herr Bonhorst, ich habe mich entfernt, weil ich volles Vertrauen in Ihre Ehrenhaftigkeit setzte. Leider sehe ich mich jetzt arg getäuscht, und ich weiß nicht, was ich dem Freunde antworten soll, wenn er mich morgen fragt: Herzog, hast Du über mein Lottchen gewacht? Soll ich ihn betrügen, wie alle den braven Mann betrügen?

Lottchen war kleinlaut geworden.

— Sie werden schweigen, Vetter! flüsterte sie ängstlich.

— Schweigen, seht doch . . . damit ich Euer Genosse werde! Ich habe leider schon zu viel verschweigen. Jetzt kann, jetzt darf, jetzt will ich nicht mehr schweigen. Der Landrath würde sich schön in's Fäustchen lachen, wenn er erführe, daß die Schwester dessen, der seine Tochter entführt hat, mit einem vacirenden Schauspieler davongegangen sei. Und dahin wird es nach dem, was ich gesehen,

noch kommen. Aber ich lasse mich weder durch Schmeicheleien täuschen, noch durch Drohungen einschüchtern, ich werde die Stelle, die mir mein Freund angewiesen, mit Energie ausfüllen.

— Vetter, sagte Lottchen, Ihr Eifer ist lobenswerth; aber, erlauben Sie mir es zu bekennen, er ist hier nicht am rechten Orte. Und außerdem, mein lieber Vetter, hegen Sie einen Verdacht, der Herrn Bonhorst und mich beleidigen muß. Ihm fällt es nicht ein, mich zu entführen, und ich werde es nicht zugeben, daß man mich entführt.

— Aber was soll denn aus der Geschichte werden? rief Herzog.

Jetzt trat Leo dem Hofmeister näher.

— Diese Frage, mein Herr, kann Niemand besser beantworten, als ich.

Herzog sah dem jungen Mann in das noch bleiche Gesicht.

Lottchen, die den Alten scharf beobachtete, glaubte eine jähe Veränderung in dem Ausdrucke seiner Züge wahrzunehmen. Die zornige Aufwallung wich einem weichen Gefühle, das sich vorzüglich in dem großen Auge bemerkbar machte. Aber es war auch nicht zu verkennen, daß Herzog sich bemühete, starren Ernst zur Schau zu tragen.

— Ich bin neugierig! rief er mit erkünstelter Ironie,

indem er seinen Oberrock auszog und auf einen Stuhl warf.

Bei dieser Gelegenheit konnte er eine Thräne zerdrücken, die ihm in den Augenwimpern glänzte.

— Mein Herr, begann Leo ruhig und würdevoll, die Entwickelung der Dinge übergehe ich, denn Sie würden mich doch einer partheiischen Schilderung beschuldigen, da ich dem, nach Ihrer Meinung leichtfertigen, Volke der Schauspieler angehöre. Meine Rechtfertigung in dieser Beziehung übernimmt wohl, wenn ich diesem gastlichen Dache fern bin, ein Anderer, der mehr Ansprüche auf Ihr Vertrauen hat. Aber nicht nur Ihnen, sondern auch Fräulein Albers bin ich volle Offenheit über meine Familienverhältnisse schuldig. Kennen Sie diese, so wird es Ihnen möglich sein, mich und mein Benehmen in Ihrem Hause zu beurtheilen, vielleicht, fügte er mit einem stolzen Blicke auf Herzog hinzu, milder zu beurtheilen. Ich bin als ein armer, kranker Rekrut zu Ihnen gekommen, als ein Mensch, der das Mitleid guter Herzen erregte . . .

— Sprechen Sie nicht davon! unterbrach ihn Herzog, der sich auf einen Stuhl niederließ.

Lottchen stand neben ihm und stützte sich mit dem Arme auf die Lehne des Stuhls.

— Meine Eltern, fuhr Leo fort, habe ich nie gekannt, sie wurden mir, als ich noch ein zartes Kind war, entrissen.

— Durch den Tod? fragte Lottchen.

— Nein.

— Komödianten! Komödianten! murmelte Herzog, indem er mit der Hand durch sein graues Haar fuhr.

— Sie urtheilen zu früh, Herr Herzog.

— Aber, mein Herr, fuhr der Hofmeister auf, Sie haben in Ihren Fieberphantasien von der Mutter gesprochen, die dadurch, daß Sie Soldat werden müssen, in Noth und Elend gerathen ... das reimt sich nicht mit der Erklärung, Sie haben Ihre Eltern nie gekannt.

— Vetter, gedulden Sie sich doch! ermahnte Lottchen.

— Gut, erzählen Sie weiter!

Herzog kreuzte die Arme und senkte das Haupt tief auf die Brust herab, als ob er den Ausdruck des Gesichts verbergen wollte.

Lottchen hätte dem armen Schauspieler die Erzählung gern erspart, denn sie liebte ihn, wie er sich jetzt zeigte, seine Vergangenheit kümmerte sie nicht; aber Herzog mußte befriedigt werden und außerdem hoffte sie, eine Erklärung des Interesses zu erhalten, das der Hofmeister an dem Medaillon nahm.

— Meine Erinnerung, erzählte Leo, reicht bis zu meinem neunten Lebensjahre zurück. Ich befand mich damals bei einer alten Dame, die ich Großmutter nennen durfte, und die Großmutter sorgte zärtlich für ihren Enkel. Wir

bewohnten bei Koblenz ein hübsches Haus, das in der Mitte eines Gartens dicht am Moselufer lag. In der Weinlaube empfing ich den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben und ein alter Kaplan, ein Freund der alten würdigen Dame, unterwies mich in der Religion. Später besuchte ich das Gymnasium, denn man wollte mir eine klassische Bildung geben. Ich sollte katholischer Geistlicher werden. Die Wahl dieses Standes war wohl von dem Kaplan festgestellt, der in allen Dingen um Rath gefragt ward. Die Großmutter mußte einiges Vermögen besitzen, denn sie führte ein ruhiges, bequemes Leben, das nie von Mangel oder andern ungünstigen Verhältnissen unterbrochen ward. Zu dem Zwecke meiner Ausbildung scheuete sie keine Kosten, sie hielt mir selbst in den Wissenschaften Privatlehrer, die auf dem Gymnasium nachlässig betrieben wurden. Auch ein Musiklehrer fehlte nicht.

— Wie hieß Ihre Großmutter? fragte Herzog, ohne aufzublicken.

— Madame Bonhorst.

Herzog zuckte leicht zusammen.

Lottchen fühlte es, da ihr Arm auf seiner Schulter lag; aber sie schwieg.

— Aber trotz des ruhigen und bequemen Lebens schien die alte Dame nicht glücklich zu sein; es lastete ein Kummer auf ihrer Seele, den sie mir zu verbergen suchte. Ich

erkannte dies je deutlicher, je mehr meine Intelligenz mit den Jahren wuchs. Schon oft hatte ich die Großmutter um meine Eltern befragt, aber stets war mir die Antwort geworden: Du wirst später erfahren, was Du wissen mußt. Ich begnügte mich damit, zumal da ich gewöhnt war, meiner Pflegerin unbedingt zu gehorchen. Ein seltsamer Vorfall aber veranlaßte mich, ernstlich über diesen Punkt zu forschen. Am Tage meiner Confirmation kam ich Mittags aus der Kirche zurück. Die Großmutter hatte mich, da sie sich unwohl fühlte, nicht begleiten können. Statt ihrer war der Kaplan Zeuge der heiligen Handlung gewesen. Ich betrat allein das Haus, da der geistliche Herr einen Krankenbesuch zu machen hatte; wir erwarteten ihn später zu Tische.

„— Wo ist die Großmutter? fragte ich die alte Magd, die auf der Hausflur beschäftigt war.

„— Sie macht einen Gang durch den Garten, war die Antwort.

„Ich ging in den Garten.

„Es war ein prachtvoller Frühlingssonntag. Die Sonne schien warm auf das junge Grün und die duftenden Blumen und von der Stadt herüber erklangen die Mittagsglocken. Die feierliche Stimmung, in die mich die heilige Handlung versetzt, ward durch den Anblick der herrlichen Natur noch erhöht. Ich wollte der Großmutter die

Hand küssen und ihr für die Liebe und Sorgfalt danken, die sie mir bis zu dem entscheidenden Abschnitte meines Lebens hatte angedeihen lassen. Langsam ging ich zwischen den Beeten hin, dem Gesange der Vögel lauschend, die sich in den blühenden Aepfelbäumen tummelten. Dort stand die Fliederlaube, und in ihr mußte sich die Großmutter aufhalten, da ich sie nirgends im Garten sah. Um die gute Dame zu überraschen, ging ich langsam und leise. Vielleicht zehn Schritte noch mochte ich von dem Ziele entfernt sein, als ich in der Laube sprechen hörte. Die Großmutter war also nicht allein. Sollte der Kaplan schon angekommen sein? Aber nein, das war nicht seine Stimme, das war die Stimme einer Frau, die klagend sprach. Ueberrascht blieb ich stehen. Ich wußte nicht, ob ich indiskret weiter gehen sollte. Da hörte ich in dem Hofe hinter mir, der durch ein niederes Gitter von dem Garten getrennt ward, das Geräusch des Brunnens — die Magd schöpfte Wasser. Ich ging zurück und fragte leise, indem ich an das Gitter trat.

„— Hat die Großmutter Besuch?

„— Nein! antwortete die Magd.

„— Es ist eine Dame bei ihr in der Laube.

„— Unmöglich!

„— Und dennoch; ich habe deutlich eine fremde Stimme gehört.

„— Sie irren sich, versicherte lächelnd die Magd. Jedem Besuche, der kommt, muß ich die Thür öffnen, und ein anderer Weg als der durch das Haus; führt nicht in den Garten — es müßte denn eine Brücke über die Mosel geschlagen sein.

Sie ging mit ihren Wassereimern in das Haus. Die Geschichte kam mir sonderbar vor. Ich wußte genau, daß ich die Stimme der Großmutter und eine zweite mir unbekannte gehört hatte, folglich mußte auch eine zweite Person anwesend sein. Aber wie war diese in den Garten gekommen? Ich mußte Aufkläung haben. Mit klopfendem Herzen ging ich zurück. Bald hörte ich die klagende Stimme wieder; leider konnte ich die einzelnen Worte nicht unterscheiden.

„— Fasse Dich, meine arme Tochter, hörte ich die Großmutter sagen; harre nur noch kurze Zeit aus, und es wird wieder Licht werden in Deinem Leben. Du hast den Jammer nicht verschuldet, den Du zu tragen bestimmt bist.

Nun weinte die Frau laut, die sich bei meiner Großmutter befand, und mir ward so seltsam, so wunderbar zu Muthe, daß ich fast mitgeweint hätte. „Meine Tochter," hatte die Großmutter gesagt. Ein Gedanke, rasch wie der Blitz, durchschoß meinen Kopf: wenn die jammernde Frau Deine Mutter wäre! Ich zitterte, es bedurfte einiger Au-

genblicke, ehe ich soviel Fassung errang, daß ich geräuschlos mich der Laube nähern konnte, denn ich wollte und mußte die Fremde sehen, ein Drängen in meiner Brust zwang mich dazu. Durch eine Lichtung in dem blühenden Flieder konnte ich in den schattigen Raum sehen. Die Großmutter saß auf ihrem Lehnstuhle und vor ihr kniete eine Frau, deren Anblick mich wunderbar ergriff. Sie war völlig in schwarze Seide gekleidet und statt des Hutes trug sie einen schwarzen Schleier, der von dem Kopfe bis tief über den Rücken hinabwallte. Ihr Gesicht war bleich, aber mild und schön, wie das eines Engels. Der Zufall hatte es gefügt, daß ich die vollen Züge der Fremden sehen konnte, während die Großmutter mir den Rücken zu wandte. Ach, wie soll ich Ihnen das Gefühl schildern, das sich meiner bemächtigte, als ich, im Anschauen der bleichen Frau versunken, zwischen den Fliederblüthen stand! Wie gern hätte ich meine Anwesenheit zu erkennen gegeben, aber ich vermochte nicht, mich zu bewegen.

„— Nun kehre zurück, sagte die Großmutter; in acht Tagen sehen wir uns wieder.

Die bleiche Dame legte ihr Gesicht in den Schooß der Großmutter, und diese breitete segnend beide Hände aus. Ich hörte, daß die Kniende weinte. Plötzlich raffte sie sich empor, umschlang leidenschaftlich den Kopf der Großmutter und eilte aus der Laube.

In demselben Augenblicke trat der Kaplan, laut mit der Magd sprechend, aus dem Hofe in den Garten. Ich wollte nicht als Lauscher gelten und sprang hinter einen Strauch am Ufer des Flusses. Da stieß dicht neben mir ein Kahn vom Ufer ab — die Dame kniete am Boden des leichten Fahrzeugs, das, von der Hand eines kräftigen Mannes geleitet, rasch die klare Fluth der Mosel durchschnitt und bald darauf am entgegengesetzten Ufer landete. Die Dame verschwand zwischen den Flußweiden.

Ich ging in die Laube. Weder dem Kaplan noch mir verrieth die Großmutter durch ein Wort oder durch eine Miene, daß sie Besuch gehabt hatte. Ich empfing die Glückwünsche der beiden Alten, die meinen Ehrentag, wie der Kaplan ihn nannte, auf würdige Weise feierten.

Abends las ich der Großmutter ein geistliches Lied vor, das ich gedichtet hatte. Sie weinte Freudenthränen.

„— Leo, sagte sie, ich werde Dir dafür ein kostbares Geschenk machen.

„— Großmutter, Sie beschenken mich ja täglich und stündlich! rief ich aus. Und wem verdanke ich die Bildung, die mich des Glückes der Poesie theilhaftig macht? Ihnen, nur Ihnen!

Lächelnd holte sie ein Medaillon aus ihrem Sekretair. Indem sie die schwarze Schnur desselben an meinem Halse befestigte, sagte sie:

„— Dieses Medaillon enthält einen Kranz, der aus den Haaren Deines Vaters und Deiner Mutter gewunden ist. Bewahre es als das einzige sichtbare Zeichen, das Dich an Deine Eltern erinnert, die Du nicht gekannt hast.

Und sie küßte mich in schmerzlicher Rührung.

Ich war erstaunt, daß die Großmutter heute einen Gegenstand berührte, den sie sonst ängstlich zu vermeiden suchte. Nun faßte ich Muth zu der Frage:

„— Großmutter, wer ist denn mein Vater, wer ist meine Mutter?

Sie schien es nicht gehört zu haben; ich wiederholte meine Frage.

„— Leo behalte das Medaillon, antwortete sie ausweichend.

„— Gewiß, Großmutter, es wird mir stets das theuerste Gut bleiben, schon deshalb, weil es Ihre Hand mir am Halse befestigt hat, und heute, an dem für einen jungen Christen so wichtigen Tage . . .

„— Du bist fünfzehn Jahre alt, hast kaum das Leben kennen gelernt —

„— Aber meine Eltern, liebe Großmutter! bat ich mit Thränen in den Augen. Warum wollen Sie nicht von ihnen sprechen?

„— Beruhige Dich, Leo! bat ängstlich die alte Frau. Du wirst zu seiner Zeit noch genug erfahren . . .

„— Warum heute nicht?

„— Sei folgsam, mein Sohn!

„— Der schöne Tag wird mir um so wichtiger werden, wenn Sie ihn durch die Gewährung eines Vertrauens auszeichnen, das Sie mir so lange vorenthalten haben.

Nun kannte ich die Großmutter genug, um zu wissen, daß sie sich nur harter Worte bediente, um ihre weiche Stimmung zu verbergen.

— Gerade wie ich! dachte Herzog.

— Die Manier des Vetters! dachte Lottchen, die wie ein Kind der Erzählung eines Märchens lauschte.

— Die Großmutter wies mich barsch ab, fuhr Leo fort; sie nannte mich ein undankbares Kind, und verließ brummend das Zimmer.

— Das ist eine närrische Frau! rief Herzog.

— Unterbrechen Sie doch nicht, Vetter! warf Lottchen ein.

— O, über die Weiber!

— Wie können Sie denn das Benehmen einer Frau beurtheilen, die Sie im Leben weder gesehen noch gesprochen haben?

— Fahren Sie fort, fahren Sie fort; die Geschichte wird interessant.

Herzog ließ den Kopf noch tiefer herabhängen und drückte die Hände fester unter die Arme.

— Was thaten Sie nun, Herr Bonhorst? fragte Lottchen.

— Ich schwieg und beschloß den in Aussicht gestellten Besuch der schwarzen Dame abzuwarten, denn daß diese mit meinem Schicksale im Zusammenhange stand, glaubte ich nicht einen Augenblick bezweifeln zu dürfen. Nicht Neugierde, wohl aber die Sehnsucht, meine Eltern kennen zu lernen, trieb mich an, eine Gleichgültigkeit zu erkünsteln, die mir fremd war. Während den nun folgenden acht Tagen beobachtete ich die Großmutter und den Kaplan sehr aufmerksam. Das Benehmen Beider blieb dasselbe, das mir seit Jahren bekannt war; nur schien es mir, als ob die alte Frau sich erleichtert fühle, wenn der geistliche Herr ging. Sie seufzte und sah ihm mit seltsamen Blicken nach. Endlich kam der erwartete Sonntag. Der Kaplan hatte in einem benachbarten Dorfe Messe zu lesen. Er machte mir den Vorschlag, ich möge ihn begleiten, da er den Weg bei dem schönen Wetter zu Fuß machen wollte. Ich schützte dringende Schularbeiten vor und blieb. Am Morgen ging ich, statt zur Kirche, in den Garten, wo ich mich mit einem lateinischen Buche im Dickicht eines Erlenstrauches lagerte. Es war die erste Täuschung, die ich mir meiner guten Großmutter gegenüber erlaubte, und Gott wird sie mir gewiß verzeihen, denn ich verübte sie nicht in böser Absicht. Mit klopfendem Herzen wartete ich. Der Virgil wollte

mir an jenem Tage kein Interesse abgewinnen; ich hatte nur einen Gedanken, den an meine Mutter. Ich wollte durchaus das Dunkel erhellen, das über meiner Herkunft ausgebreitet lag, und hier glaubte ich einen Lichtpunkt zu finden. Die Zeit verfloß langsam. Endlich sah ich einen Kahn auf der Mosel. Er kam mit dem Strome und legte an dem entgegengesetzten Ufer an, genau an demselben Orte, wo die Dame vor acht Tagen ausgestiegen war. Der Kahn ward nun der Gegenstand meiner Beobachtung. Da sah ich in den Uferweiden eine schwarze Gestalt; sie bestieg mit Hülfe des Schiffers den Kahn, der abfuhr. Je näher er kam, je deutlicher unterschied ich die darin sitzenden Personen. Die Dame sah sehr bleich aus; sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und betrachtete unverwandt die Uferlandschaft, die im hellen Sonnenscheine vor ihr lag. Mir schien, als ob sie betete. Nun stieg sie aus. Ich hörte das Rauschen ihres seidenen Kleides, das an dem mich bergenden Strauche vorüberstreifte. Noch war ich unschlüssig, ob ich bleiben oder ihr entgegentreten sollte, als ich sie rufen hörte: „Mutter, meine liebe Mutter!“ Die Großmutter stand bei ihr. Als ich einige Minuten später bei der Hollunderlaube ankam, saß die Großmutter auf ihrem Sessel und die bleiche Dame kniete vor ihr. Nun entspann sich ein Gespräch, das sich Wort für Wort meinem Gedächtnisse eingeprägt hat.

„— Lenore, meine Forschungen sind auch bis heute ohne Ergebniß geblieben.

„— Mutter, ich lese es in Ihren Zügen, Sie wollen mich täuschen! rief leise die Kniende. Glauben Sie denn mich zu schonen, wenn Sie mich in der fürchterlichen Ungewißheit lassen, die wie ein Giftwurm an meinem Leben zehrt?

„— Nein, meine liebe Tochter, ich begreife ganz Deinen qualvollen Zustand. Mein Mutterherz blutet, so oft ich in Dein kummervolles Auge blicke. Ich leide mit Dir, und die Ungewißheit ist mir nicht minder schrecklich als Dir. Aber ich kann Nichts weiter beginnen bei meinem hohen Alter, kann nur korrespondiren . . .

„— So werde ich reisen!

„— Folge meinem mütterlichen Rathe . . .

„— Mein Leben, ich fühle es, ist nur kurz.

„— Erhalte Dich Deinem Kinde, Lenore.

„— Ich will, daß mein Kind anerkannt werde.

„— Unser Rechtsanwalt in M. wird Nichts versäumen, um Dir Dein Recht zu verschaffen.

„— Rechtsanwalt . . . o, es ist traurig, zu solchen Mitteln greifen zu müssen! Und was für Recht habe ich denn, wenn ich Alles bedenke?

Jetzt hörte ich Schritte in dem Gange des Gartens.

Ich verbarg mich zwischen den Blättern und Blumen, als ich sah, daß die Magd kam, in die Laube trat und einen Brief übergab, den, wie sie sagte, der Postbote gebracht hatte. Die Großmutter wollte den Brief verbergen; Lenore aber forderte mit Ungestüm, daß sie ihn öffnete, sie erklärte die Angabe, es sei ein gewöhnlicher Geschäftsbrief, für einen Vorwand. Die alte Frau zitterte vor Schreck am ganzen Körper, sie war rathlos und konnte es nicht verhindern, daß Lenore ihr das Papier entriß, öffnete und las. Nie werde ich die furchtbare Ruhe vergessen, mit der sie nach einigen Augenblicken den Brief zurückgab und sagte:

„— Mutter, eine andere Nachricht habe ich nicht erwartet! Aber ich wollte Gewißheit haben; sie ist mir geworden und ich weiß nun, daß ich auf mich allein angewiesen bin.

„— Vergiß nicht, Lenore, daß Deine alte Mutter noch lebt.

„— Ich habe Ihnen Jammer genug bereitet. Es ist Zeit, daß Sie Ruhe gewinnen.

„— Du beziehst mein Haus, Lenore; das Urtheil der Welt ist mir gleichgültig.

„— Nein, Mutter, ich gehe! antwortete Lenore mit Entschiedenheit.

„— Wohin?

„— Um zu erwerben, um Ihnen von Zeit zu Zeit eine Entschädigung senden zu können. Ich weiß, wie hoch ich Ihnen verpflichtet bin.

Jetzt erhob sich die Großmutter von ihrem Sessel. Ihr feines weißes Gesicht drückte die höchste Erregung aus.

„— Lenore, wir stehen uns in einem ernsten Augenblicke gegenüber, begann sie feierlich. Dieser Brief hat über Deine Zukunft, folglich auch über mein Schicksal entschieden. Weiche mir heute nicht aus, ich beschwöre Dich! Seit einer Reihe von Jahren sendest Du mir eine so reiche Unterstützung, daß ich sorglos leben und Leo anständig erziehen kann. Ich habe Dich mit der Frage „woher kommen Dir die Mittel, mit denen Du mich unterstützest?“ nicht kränken wollen — jetzt, nachdem Du von „Erwerben“ gesprochen, ist es mir Pflicht zu fragen: „wie erwirbst Du?“

Lenore blieb ruhig.

„— Mutter, fragte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, fürchten Sie, daß ich meine Ehre habe verletzen können?

„— Nein; aber ich fürchte, und Dein bleiches Aussehen spricht dafür, daß Du ungewöhnliche Anstrengungen machst. Deine Hoffnungen hat dieser Brief vernichtet — Lenore, sei offen, oder bei dem Heile meiner Seele, die

vielleicht bald zu Gott eingehen wird, ich nehme keine Deiner Unterstützungen mehr an.

„— Mutter, Mutter! rief die Tochter bestürzt. Ich schwöre Ihnen, daß ich ehrlich erwerbe . . .

„— Und ich glaube Dir; aber um so leichter muß Dir ein Geständniß werden, das mich beruhigt.

„— O, ich fühle es, flüsterte Lenore, daß ein Verdacht auf mir lastet — wohlan, ich will ihn abschütteln, diesen Verdacht. Sie werden, Mutter, verständig genug sein, meine Schritte zu würdigen. Als Ihnen der Gemahl, mir der Vater starb, als Noth und Elend bei uns einzogen, trat ich als Erzieherin in die Familie eines englischen Lord's, der das Consulat in H. verwaltete. Man schätzte meine Bemühungen und bezahlte sie gut. So war es mir möglich, Ihnen die ersten Unterstützungen zu senden. Da ereilte mich das schwere Geschick, das Sie kennen. Ich gab den Posten der Erzieherin auf. Um nicht unterzugehen, verwerthete ich auf andere Weise meine Kenntnisse und Talente — ich erwählte eine Kunst, die, wenn sie annähernd vollkommen geübt wird, einen reichen Gewinn abwirft. Mutter, wenn mich Anfangs die Nothwendigkeit zu erwerben leitete, so trieb mich später die Liebe zur Kunst selbst, zu der herrlichen, die das gedrückte Gemüth erhebt und den Jammer des Lebens vergessen macht. Ich ward Schauspielerin, und bin es noch!

„— Schauspielerin! wiederholte die Großmutter im Tone des höchsten Schreckens.

Dann schwankte sie und sank in den Sessel zurück.

Lenore bot Alles auf, das Ehrenvolle ihrer Kunst darzuthun; die alte Dame wollte sich eines Bessern nicht belehren lassen, sie beklagte es schmerzlich, daß eine Bonhorst sich hatte so weit vergessen können, Schauspielerin zu werden. Ihr Adelstolz war empfindlich verletzt — meine Großmutter war eine Freifrau von Bonhorst.

Da erschien der Kaplan in dem Garten.

„— Geh, sagte streng die Großmutter, der würdige Geistliche darf Dich hier nicht treffen. Willst Du die Schmach, die Du auf den Namen Deiner Familie gehäuft, nicht bis zu den äußersten Grenzen ausdehnen, so entferne Dich!

„— Mutter, ich führe einen andern Namen!

Die Freifrau wandte sich stolz ab und ging dem Kaplan entgegen, mit dem sie in das Haus zurückkehren wollte; aber sie schwankte und sank an dem Gitter nieder, das den Garten von dem Hofe trennte. Der Kaplan rief um Hülfe. Ich flog durch den Weg . . . wir trugen die Ohnmächtige in das Zimmer. Die Magd ward zu einem Arzte geschickt. Ich eilte in den Garten zurück . . . In dem Augenblicke als ich ankam, sah ich, daß Lenore an dem

jenseitigen Ufer ausstieg und in den Flußweiden verschwand. Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich meiner, indem ich bedachte, daß die Tochter die Mutter unter solchen Umständen verläßt. Da bemerkte ich, daß der Schiffer gegen den Strom steuerte. Er verstand meine Winke und kam zu mir. Soviel ich auch nach der Dame fragte, er konnte mir keine andere Auskunft geben, als daß sie ihn einigemal zur Ueberfahrt gedungen habe. Er rieth mir, ihr nachzugehen, wenn mir daran läge, sie zu sprechen. Nachdem ich den Brief genommen, der am Boden der Laube lag, ließ ich mich übersetzen. Ich verfolgte den schmalen Fußweg, der auf eine Fahrstraße mündete. Mein Suchen und Fragen war vergebens. Nach zwei Stunden kam ich erschöpft zurück; ich wollt der Großmutter Alles erzählen. Der Kaplan empfing mich in dem kleinen Salon.

„— Unglücklicher, rief er mir entgegen, was hast Du gethan? Warum bist Du über den Fluß gefahren?"

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

„— Rechtfertige Dich! befahl der geistliche Herr.

„— Meiner Großmutter gegenüber! antwortete ich.

Der Kaplan öffnete die Thür des Kabinets. Die Freifrau von Bonhorst lag als Leiche auf ihrem Bette, ein Gehirnschlag hatte sie getödtet. Ich stand verwais't in der Welt. Nun erfuhr ich, daß die alte Magd mich auf dem

Flusse gesehen und das ihrer Herrin berichtet hatte, die mich zu sprechen verlangt. Mit dem Seufzer „Lenore hat mich betrogen!" war sie zurückgesunken, um sich nie wieder zu erheben. Der Arzt, der herbeigeeilt war, fand sie ohne Leben. In meinem Schmerze erzählte ich dem Kaplan, was ich wußte, denn ich wollte den Verdacht von mir abwälzen, als habe ich irgend etwas gegen meine Wohlthäterin unternommen. Er sprach mich frei von Schuld und suchte mich zu trösten. „Lenore von Bonhorst ist Deine Mutter, fügte er hinzu; aber vergiß sie, denn die herzlose Frau hat übel an Dir gehandelt." Das war mir klar, da Lenore nie nach mir gefragt, nie verlangt hatte, mich zu sehen, obgleich sie bemüht gewesen, für meinen Unterhalt zu sorgen.

Wir durchsuchten nun den Secretair meiner Großmutter. Kein Brief, keine Notiz war vorhanden, die uns Aufschluß über die Tochter gab. Welchen Namen führte die Schauspielerin? Wo hielt sie sich auf? Wir fanden nirgends einen Anhaltepunkt. Nach dem Begräbnisse fragte mich der Kaplan: „was soll nun werden?" Ich wußte es nicht, ich überließ mich der Führung des Freundes meiner seligen Großmutter, der es gut mit mir meinte. Es ward nun der Plan gefaßt: ich sollte ferner das Gymnasium besuchen und dann in ein Priesterseminar gehen. Der Post ward Auftrag gegeben, alle Briefe, die unter der

Adresse der Freifrau von Bonhorst ankämen, dem Kaplan auszuliefern. Ob Briefe gekommen sind, weiß ich nicht, aber ich vermuthe es. So setzte ich meine Studien fort und kam nach zwei Jahren in das Seminar. Das Studium der Theologie machte mir nicht viel Freude, ich fand es im Gegentheil so trocken, daß ich mich nach einer andern Carrière sehnte. Als nun auch der alte Kaplan starb, dem zu Liebe ich dem Studium treu blieb, dachte ich ernstlich an eine Aenderung. Aber was sollte ich ergreifen? Ich dachte an meine Mutter, und beschloß, Schauspieler zu werden. Heimlich las ich nun Lessing's, Schiller's, Göthe's und Iffland's Dramen. Ich studirte Shakspeare's Werke in der Originalsprache. Eine neue Sonne ging mir auf, welche die finstern Schulräume so hell erleuchtete, daß sie mir in einer traurigen Gestalt erschienen. Eine wunderbare Umwandlung ging in mir vor. Ich hatte nur einigemal das Theater besucht; aber es zog mich jetzt mit einer Gewalt an, der ich nicht widerstehen konnte. Und dann, so hoffte ich, meiner Mutter zu begegnen, denn ich empfand eine schmerzliche Sehnsucht, mich einem verwandten Wesen anzuschließen. Erlassen Sie mir den Bericht dessen, was ich aufbot, um aus dem Seminare zu entkommen. Ich suchte eine wandernde Schauspielertruppe auf und betrat die Bühne einer kleinen Stadt. Nach kurzer Zeit schon hatte ich, wenn auch nur unter

bescheidenen Verhältnissen, mir eine geachtete Stellung errungen. Das freie Leben gefiel mir, ich athmete leicht auf und beschloß ein eifriger Jünger der herrlichen Kunst zu werden. Bald durfte ich es wagen, mich auf größeren Bühnen sehen zu lassen. Ich ging nach Koblenz, verhandelte mit dem Director und erhielt Aussicht auf eine Anstellung. Diese Aussicht ward aber dadurch vereitelt, daß man mich zum Militairdienste aushob. Ich hatte keinen Fürsprecher und mußte mich dem strengen Gesetze fügen, das mich auf drei Jahre meiner Kunst entzog. Kurz vor dem Ausmarsche erhielt ich einen Brief, in welchem ein Rechtsanwalt anfragte, ob ich mit der verstorbenen Freifrau von Bonhorst verwandt sei; wenn dies der Fall wäre, sollte ich mich legitimiren, denn er habe mir eine wichtige Familiennachricht mitzutheilen. Ich antwortete dem Manne, daß ich mich persönlich bei ihm einfinden würde, da mich der Marsch durch M. führte. Es war mir unmöglich, eine Besorgniß wegen meiner Mutter zu verbannen, und in meinen Fieberträumen sah ich sie als eine arme, unglückliche Frau, um die sich Niemand kümmerte. Die Krankheit unterbrach meine Reise — das Uebrige wissen Sie!

Als der Rekrut schwieg, saß Herzog immer noch, das Haupt auf die Brust herabgesenkt. Plötzlich fuhr er auf.

— Sie sind also ein Edelmann? fragte er.

— Es unterliegt keinem Zweifel, daß meine Mutter die Tochter der Freifrau von Bonhorst ist.

— Wo ist der Brief, den Sie in der Laube fanden?

— Aber mein Herr! stammelte verlegen der Rekrut.

— Ihre Geschichte ist sehr romantisch! polterte der Hofmeister, ohne die Augen aufzuschlagen.

— Aber nichtsdestoweniger wahr.

— Besitzen Sie den Brief, den Sie in der Laube gefunden?

— Ja. Er ist von demselben Rechtsanwalte, der mir den letzten geschrieben hat.

— Zeigen Sie ihn mir.

Als Leo zögerte, flüsterte ihm Lottchen zu:

— Thun Sie ihm den Willen! Mir zu Liebe . . .

Leo öffnete sein Taschenbuch und holte ein vergilbtes Papier hervor, das er dem Hofmeister reichte. Dieser las. Es wollte ihm nicht gelingen, das Zittern seiner Hände ganz zu unterdrücken. Er verschlang die Zeilen mit den Blicken. Indem er das Papier zurückgab, rief er lachelnd:

— Es ist wahr, Sie sind ein Edelmann! Aber hüten Sie sich, daß mein Freund Albers es nicht erfährt, denn er haßt den Adel wie den Milzbrand. Ich kann Nichts sagen, kann Nichts entscheiden . . . aber reisen müssen Sie,

denn der Landrath hat wieder das Heft in den Händen. Wir können nichts für Sie thun. Unser Wagen soll Sie nach M. bringen. He, Friedemann, Friedemann! Teufel, ich bin so zerstreut, daß ich die Entführungsgeschichte vergesse. Der Taugenichts ist mit der Baronesse durchgegangen . . . und mein armer Freund sitzt im Gefängnisse . . . Herr von Bonhorst, ich begleite Sie morgen nach der Stadt, werde selbst fahren, brauche den Kutscher nicht . . .

— Was wollen Sie in der Stadt, Vetter? fragte Lottchen.

— Soll ich schweigend zusehen, wie ein übermüthiger Edelmann in seinem Kreise wirthschaftet? Ich werde dem Regierungspräsidenten Alles zu Protokolle erklären. Das, meine liebe Mamsell, will ich in der Stadt. Und wenn meine Beschwerden eine Untersuchung nicht herbeiführen, so wende ich mich an das Ministerium. O, es ist eine himmelschreiende Wirthschaft in der Welt!

Er verließ hastig das Zimmer. Lottchen wollte ihm nachrufen, daß Friedemann angekommen sei; aber der aufgeregte Mann schlug ihr die Thür vor der Nase zu.

Die beiden jungen Leute waren wieder allein.

— Lottchen, rief Leo, nun wissen Sie, wer ich bin — was soll ich thun?

— Das will ich Ihnen sagen.

— O rathen Sie mir, rathen Sie!

— Nehmen Sie den Vetter mit zu Ihrem Advokaten in der Stadt.

— Aber zu welchem Zwecke?

— Es ist gut, wenn er sich genau von Ihren Verhältnissen überzeugt.

— Das wünsche ich von Herzen.

— Sie werden mit ihm korrespondiren, und Herzog wird mir die Briefe übergeben, die Sie für mich beilegen. Alles Uebrige findet sich. Und nun gestatten Sie mir, daß ich einige Vorbereitungen zu der Abreise treffe. Bleiben Sie, ich sende Ihnen den Bruder.

Sie duldete es, daß Leo ihr den Mund küßte. Dann schlüpfte sie aus dem Zimmer. Gleich darauf trat Friedemann mit der Frage ein:

— Haben Sie sich erklärt?

— Ach, Freund, rief Leo, könnte ich Lottchen glücklich, recht glücklich machen!

— Verzagen Sie nicht, noch ist nicht aller Tage Abend. Macht mir der Vater zu viel zu schaffen, so werde ich Schauspieler und heirathe sobald als möglich meine Baronesse, die ihre dramatischen Studien bei dem Fräulein von Saint-Georges beginnt.

— Fräulein von Saint-Georges? fragte Leo erstaunt.

— Nun ja; man sagt, sie verstehe ihre Kunst.

— Sie ist eine der größten Tragödinnen, die wir jetzt besitzen.

— Und von ihr wird meine Antonie gebildet. Jetzt kennen Sie mein Geheimniß, bewahren Sie es wohl.

Der Abend verfloß rasch. Herzog war nicht mehr zu erblicken; er hielt sich in seinem Zimmer auf, dessen Thür er verschlossen hatte. Noch ehe der Morgen grauete, hörte man ihn Befehle im Hofe ertheilen. Die Reisechaise ward aus der Remise geholt und vor das Wohnhaus gebracht. Lottchen selbst brachte die gespickte Reisetasche in den Wagen. Mit einem seltsamen Lächeln betrachtete sie den Hofmeister, als er ihr einen Brief an den Vater übergab, der seine Reise erklären sollte. Der grimmig aussehende Herzog stellte sich auch, als ob er nicht sähe, daß die beiden Liebesleute Abschied von einander nähmen. Lottchen schien gefaßt zu sein; ihre Stimme zitterte zwar ein wenig, aber sie weinte nicht.

— Nun reisen Sie mit Gott, Leo; zwar weiß ich nicht, wann wir uns wiedersehen, aber daß wir uns nicht für immer trennen, dessen bin ich gewiß. Der Vetter wird mir Ihre Briefe schon übergeben.

Leo war tief bewegt, als er ihr in das liebeglühende Auge blickte. Er schloß sie stumm in seine Arme und schwankte wie ein Trunkener nach dem Wagen. Friedemann brachte dem Freunde seinen Mantel, reichte ihm noch einmal die Hand und half ihm beim Einsteigen. Herzog trieb die muthigen Pferde an, und der Wagen rollte aus dem Hofe. Im Wohnzimmer stand Lottchen und weinte heiße Thränen.

---

## Viertes Kapitel.

### Vater und Sohn.

Gegen Abend ward Albers seiner Haft entlassen. Der alte Mann hatte sich in den drei Tagen sichtlich verändert. Sein Haar war grauer, sein Gesicht hager und bleich geworden. Er schien krank zu sein. Als er den Hof betrat, grüßten ihn die Arbeiter ehrerbietig, um ihm ihre Theilnahme auszudrücken, denn das Gerücht von seiner Verhaftung war allgemein verbreitet. Er dankte kaum; die Theilnahme ärgerte den stolzen Mann nicht minder, als die von dem Landrathe erlittene Demüthigung.

— Wo ist Herzog?

Mit dieser Frage trat er in das Wohnzimmer.

Lottchen überreichte ihm den Brief, den er hastig las.

— Gut, murmelte der Landmann; mit dem Ankaufe

der Wechsel bin ich zufrieden, aber die Reise nach der Stadt hätte er unterlassen sollen. Der Rekrut ist also fort?

— Diesen Morgen, Vater.

Albers zerdrückte den Brief und verbarg ihn in seiner Tasche.

— Ich hätte lieber das Geld verloren, murmelte er, als daß ich dem Edelmann diesen Triumph gönne. Und meine Niederlage . . . ich setze mein ganzes Vermögen ein, um diesen Kerl zu stürzen!

Die Tochter hatte theilnehmend den bekümmerten Vater betrachtet. Sie hatte zwar die Worte nicht gehört, die er vor sich hin gemurmelt, aber sie errieth den Grund seiner Bekümmerniß.

— Bringe Licht! befahl er.

Lottchen ging, und kam einige Minuten später mit der brennenden Astrallampe zurück, die sie auf den Tisch setzte. Jetzt bemerkte sie das veränderte Aussehen des Vaters.

— Bist Du krank? fragte sie erschreckt.

— Nein! war die barsch und kurz ertheilte Antwort. Aber man könnte es werden, fügte er nach einer Pause hinzu, wenn man an seine Kinder denkt.

— Vater, Friedemann ist ja zurückgekommen.

Der Alte sah auf.

— Wann?

— Gestern Abend.

— So ist er wohl zur Jagd gewesen?

— Vater, schone Dich, die Aufregung könnte Dir schaden . . . Friedemann's Rechtfertigung wird Dich zufriedenstellen . . . er ist nach der Mühle gegangen.

— Ich will ihn sprechen, sobald er zurückkommt!

Lottchen trug das Abendessen auf. Albers berührte es kaum, obgleich sein Lieblingsgericht unter den Speisen duftete. Die Abendpfeife nahm er an, er hatte ja seit drei Tagen nicht geraucht. Gerührt küßte er die Stirn seiner Tochter, nachdem sie ihm den Vidibus auf den Taback gehalten hatte.

— Vater, sagte Lottchen heiter, der Landrath wird sich ärgern, denn er kann nun seine Tochter nicht an den reichen Grafen verkaufen . . .

— Was ist das, Lottchen? Wer hat Dir gesagt, daß der Graf die Baronesse heirathen will?

— Nun, man spricht allgemein davon.

— Wer? Wer?

— Im Dorfe, Vetter Herzog . . . kurz, ich habe es gehört. Aber der Graf wird sich nun wohl hüten, ein Mädchen zu heirathen, das bei Nacht und Nebel davongegangen ist.

Albers schwieg einen Augenblick. Er schien zu überlegen.

— Das muß den stolzen Baron kränken, fuhr Lott-

chen fort; der Adel wird die Baronesse, selbst wenn sie reuig zurückkehrt, nicht mehr anerkennen, wird sie ausschließen von den Gesellschaften und geringschätzend auf sie herabblicken. Da hast Du die Nemesis, die den an Dir verübten Uebermuth rächt. Glaube mir, der Baron wird in der Nacht kein Auge schließen, während Du ruhig schläfst.

Der Landwirth schüttelte den Kopf.

— Du meinst es gut, Lottchen, recht gut, indem Du mir eine solche Auffassung der Dinge beizubringen suchst; aber wie der Pastor sagt, hat Friedemann . . .

— Sieh', Vater, darüber freue ich mich jetzt am meisten.

— Lottchen! fuhr der Alte auf. Es ist also wahr, daß Friedemann hinter meinem Rücken mit der Baronesse einverstanden gewesen! Bis jetzt habe ich nicht glauben wollen, daß mein Sohn . . . Mädchen, Du machst die Einleitung zu einem schrecklichen Geständnisse!

Ein Gedanke durchflog wie ein Blitz seinen Kopf. Er warf die Pfeife zu Boden, nahm mit zitternder Hand die Lampe und eilte in das angrenzende Zimmer.

— Was will er denn beginnen? fragte sich Lottchen erschreckt. Wie seine Hand zitterte und sein Auge glühete? Ich gedachte Alles zum Besten zu wenden . . .

In dem Nebenzimmer ließ sich das Geräusch vernehmen, das das Aufschließen eines Schranks verursacht.

— Großer Gott! flüsterte das junge Mädchen. Er

erschließt den Geldschrank ... vielleicht glaubt er, daß wir ...

Ein lauter Schrei ertönte, ein gräßlicher, durchdringender Schrei.

Lottchen eilte in das Gemach.

Der Vater stand vor einem in die Wand eingelassenen Schranke; die mit Eisen beschlagene Thür dieses Schrankes war geöffnet.

— Mein Kind, mein Kind! stammelte Albers.

— Vater, lieber Vater, was ist denn geschehen?

— Nimm die Lampe und leuchte mir!

Es geschah. Albers, bleich wie der Tod, durchsuchte mit zitternden Händen den Schrank.

— Bist Du bestohlen, Vater? fragte Lottchen.

Er antwortete nicht; er suchte weiter. Sein ganzer Körper war in fieberhafter Aufregung. Der arme Mann, bereits geschwächt durch die Kerkerhaft und heftige Gemüthserregungen, vermochte kaum noch sich aufrecht zu erhalten.

— Meine Mappe, meine Mappe fehlt! stöhnte er.

— Das ist nicht möglich, Vater ... sieh' nur genau nach! Es ist Niemand in Deinem Zimmer gewesen.

Und dabei leuchtete sie in den Raum des Schrankes. Man sah einige Geldrollen und einige Papiere. Albers warf die Papiere und die Rollen auf den Boden. Die

Fächer des Schrankes waren leer. Lottchen selbst kannte die Mappe, in welcher der Vater seine Staatspapiere und Actien aufbewahrte; so scharf sie auch spähete . . . die Mappe sah sie nirgends.

Albers ließ die Hände sinken und starrte in den leeren Schrank. Der Schreck hatte ihn der Sprache und der Fähigkeit beraubt, irgend eine Bewegung auszuführen.

— Sie muß sich finden, sagte Lottchen, die am ganzen Körper zitterte.

Und nun begann sie zu leuchten und zu suchen. Sie legte einzeln die Geldrollen und die Papiere in den Schrank zurück . . . die Mappe, die eine beträchtliche Summe enthielt, fehlte.

— War denn der Schrank verschlossen? fragte sie.

Albers nickte mit dem Kopfe.

Die Tochter probirte den Schlüssel; er bewegte sich leicht und an dem Schlosse war keine Spur von Gewaltthätigkeit zu bemerken. Daß die Mappe fehlte, ließ sich nicht mehr bezweifeln.

Die bestürzte Tochter wollte trösten, aber sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Mit bebender Hand lehnte sie die schwere Thür des Schranks an.

— Mein Verdacht! Mein Verdacht! murmelte Albers. Der Baron hat mich mit meinem eigenen Gelde bezahlt!

Der starke Mann war einer Ohnmacht nahe; er stützte

sich mit beiden Händen auf das Bett, das neben dem Schranke stand.

— Um Gotteswillen, Vater, fasse Dich! rief Lottchen. Die Mappe wird sich finden . . .

Der Vater sank auf das Bett und starrte düster vor sich hin. Lottchen hatte den Verdacht des Bestohlenen gehört; sie kannte die leidenschaftliche Liebe Friedemann's zu der Baronesse, sie wußte, daß der Vater den Baron arg in die Enge getrieben und daß der Graf unter den eingetretenen Verhältnissen dem Bedrängten nicht Hülfe geleistet haben konnte . . . die Worte des Vaters hatten eine schreckliche Vermuthung in ihr angeregt. Sie begann laut zu weinen, als sie den niedergeschmetterten Vater ansah. Außer Friedemann und Herzog wußte Niemand den Ort, wo die Werthpapiere aufbewahrt wurden.

— Vater, fragte sie, Du hast doch den Schlüssel bei Dir getragen?

— Ja! war die gehauchte Antwort.

— Besinne Dich: hast Du nicht selbst die Mappe . . .

Albers schüttelte mit dem Kopfe.

— Wir wollen das ganze Haus durchsuchen. Du lieber Gott, wenn nur Friedemann da wäre!

Jetzt schlug Albers seine düster glühenden Augen auf. Der Name seines Sohnes durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag.

— Ich bin bestohlen! rief er mit tonloser Stimme. Mein Baarvermögen ist dahin . . .

— Nein, Vater, nein! jammerte Lottchen. Nur Herzog und ich. wir sind während Deiner Abwesenheit in dem Wohnzimmer gewesen.

Der Landwirth war aufgestanden.

— Friedemann, mein eigener Sohn, ist der Dieb! rief er im Tone fester Ueberzeugung.

Lottchen stieß einen hellen Schrei aus; sie wollte den Bruder vertheidigen, sie konnte es immer noch nicht glauben, daß er sich bei allem Leichtsinne eines so gräßlichen Verbrechens schuldig gemacht habe; aber es war ihr unmöglich, ein Wort über die Lippen zu bringen, als sie dem bleichen, zürnenden Vater in das Angesicht sah.

— Was ist das? fragte eine Stimme. Ich wäre der Dieb?

Und Friedemann, der in dem Wohnzimmer, das er rasch betreten, die Worte des Vaters gehört hatte, erschien auf der Schwelle.

— Nun sei uns Gott gnädig! flüsterte Lottchen, die dem Bruder entgegeneilte, um ihn zurückzudrängen.

— Laß mich, Schwester, laß mich, rief der aufgeregte junge Mann; meine Ehre muß ich vertheidigen, und wäre es dem Vater gegenüber. Um was handelt es sich? fragte er ruhig und entschlossen.

Dem alten Albers schien plötzlich jene unheimliche Ruhe zurückgekehrt zu sein, die er stets nach außerordentlichen, ihn tief verletzenden Erfahrungen zu zeigen pflegte, und vorzüglich dann, wenn er ein strenges Strafgericht zu üben gedachte.

— Oho! rief er, die rechte Hand drohend emporhebend. Glaubst Du mit Deiner Frechheit durchzukommen?

— Vater! Vater!

— Nenne mich nicht mehr Vater! Ich habe Dein Treiben längst mit Verdruß beobachtet, habe Dir manche Warnung zugehen lassen; Dein letzter Streich, den ich einen Schurkenstreich nenne, errichtet für ewig eine Scheidewand zwischen mir und Dir. Aber ehe ich Dich dahin schicke, wohin Du gehörst, stehe mir Rede!

Der Sohn war eben so bleich geworden, als der Vater es war.

— Frage! Frage! stammelte er, gewaltsam so viel Fassung zusammenraffend, daß er diese Worte hervorbringen konnte.

Albers trat ihm festen Schritt's entgegen.

— Was hast Du mit den Werthpapieren gemacht, die Du mir gestohlen?

— Heiliger Gott! Ich sollte . . .

— Leugne nicht! Spiele nicht den Beleidigten, den

Erschreckten! Bekenne Bursche, wem Du mit meinem Gelde geholfen!

Und er streckte die Fäuste aus, faßte Friedemann beim Rockkragen und schüttelte ihn mit aller Kraft, welche der Groll in ihm hervorbrachte.

Friedemann ließ es geschehen; er ließ sich auch zurückschleudern, daß sein Rücken die Wand berührte.

Lottchen warf sich zwischen den Vater und den Bruder.

— Gehe nicht zu weit, lieber Vater! rief sie schluchzend. Ueberzeuge Dich zuvor.

— Ihr habt stets Complot gegen mich gemacht, habt meine Nachsicht gemißbraucht . . . jetzt ist diese Nachsicht zu Ende. Wo sind meine Papiere? donnerte er den Sohn an. Ich will nicht wissen, wie die Diebshand meinen Schrank erbrochen hat . . . wo sind meine Papiere? wiederholte er brüllend.

Friedemann blieb immer noch ruhig, obgleich ihm alle Glieder bebten. Lottchen stand neben ihm und hielt seine Hände, während er sagte:

— Du bist vor Aufregung Deiner Sinne nicht mächtig, lieber Vater; schone Deinen Sohn, der kein Kind mehr ist; das Recht zu untersuchen, wenn ein Verbrechen geschehen, kann Dir Niemand nehmen; aber wirf den Verdacht nicht auf einen Unschuldigen, und zumal nicht auf Deinen Sohn, der seine Ehre nie befleckt hat.

Albers stämmte die geballten Fäuste in die Hüften.

— Ich wäre meiner Sinne nicht mächtig? rief er schneidend. Bursche, willst mich wohl gar noch für wahnsinnig erklären! Und, bei dem großen Gotte, man könnte es fast werden, wenn man das Treiben der Menschen bedenkt! Aber noch habe ich den Kopf oben, noch weiß ich, was ich thue und spreche, und Deine freche Stirn, Deine ruhig klingenden Worte sollen mich nicht beirren. Der Verlust des Geldes gilt mir Nichts, gar Nichts; Mensch, bekenne, wie Du meine Papiere verwendet hast!

Er wollte zum zweiten Male den Sohn ergreifen.

Lottchen hielt ihn gewaltsam zurück.

— Vater, rief Friedemann, ich bin drei Tage nicht im Hause gewesen!

— Ah, Du willst den Verdacht auf Andere wälzen! Soll vielleicht Deine Schwester oder Herzog meinen Schrank geöffnet haben?

— Ich denke nicht daran!

— Bekenne, Bösewicht!

— Vater, ich habe Nichts zu bekennen! entgegnete Friedemann würdevoll.

— O, ich durchschaue Dich ganz, Du bist ein verstockter Sünder!

— Das ist mehr als hart! murmelte der Sohn, dessen Geduld nur noch ein leichter Faden fesselte.

— Du hältst mich für einen beschränkten Bauer, Du, der Du in der Stadt zu Deinem Verderben eine feine Bildung erhalten hast . . . ich durchschaue Dich mit meinem hausbackenen Verstande.

— Sprich Dich aus, Vater, ich werde antworten!

— Ja, ich will mich aussprechen!

Lottchen schloß rasch die Thür.

— Du steckst mit meinem Feinde, dem Baron, unter einer Decke! Die Baronesse entführst Du, weil Du Dich in ihre Larve vergafft hast. Kannst Du zugeben, daß der Vater Deiner Geliebten in das Wechselgefängniß wandere? Kannst Du den Thränen widerstehen, die Fräulein Antonie vergießt? Meine Unbeugsamkeit kennst Du, weißt auch, daß dem bankerotten Baron kein Mensch einen Thaler borgt ... aber dem Schuldgefängnisse mußte vorgebeugt werden . . . o, ich saß zur rechten Zeit in dem Käficht des Landrathsamtes! Und der Landrath, der wohl wußte, wessen er sich zu seiner schlauen Tochter zu versehen hatte . . .

Er brach in ein bitteres Lachen aus.

— Und das thut mein eigner Sohn an mir! Er bezahlt mit meinem Gelde, das er stiehlt, weil ich es nicht gutwillig hergebe, die Schulden des Vaters seiner Geliebten. He, Bursche, habe ich Dich durchschaut? Jetzt kommst Du zurück, als ob Nichts vorgefallen wäre . . . Bube, Du

hast mich nicht nur der Willkühr des stolzen Barons überliefert, hast mich um den Triumph meiner Genugthuung gebracht; nein, Du willst nun auch den Verdacht des Diebstahls auf unschuldige Leute wälzen! Habe ich Dich durchschaut? Antworte, wenn Du kannst! Beweise mir, daß ich Unrecht habe! O, schon in der Kirche nahmst Du die Parthie des Barons, warst gegen mich . . . so Etwas vergesse ich nicht! Antworte, antworte! rief er in furchtbarer Aufregung.

Das Bewußtsein der Unschuld erhielt Friedemann aufrecht; er hatte die Hand in die Bruströffnung des Rocks gelegt und sah furchtlos dem Vater nach, der erregt durch das kleine Zimmer schritt.

Lottchen beobachtete ihn traurig; sie hielt seine Ruhe für Verstocktheit, denn sie war geneigt, der Ansicht des Vaters beizupflichten, dieser nach den Umständen, wie sie bekannt waren, so natürlichen Ansicht. Die Mappe war verschwunden, die Baronesse war entführt, und der Baron hatte bezahlt. Auch war die Rückkehr Friedemann's, der sich von seiner Geliebten getrennt, mehr als verdächtig.

Der Charakter des Sohnes glich dem des Vaters. Es geriethen, wie man zu sagen pflegt, zwei harte Steine an einander. Bei aller Ehrfurcht, die Friedemann vor dem Vater hegte, sprach doch sein Ehrgefühl ein gewichtiges, entscheidendes Wort. Er fühlte sich in tiefster Seele ver-

letzt, wenngleich er sich sagen mußte, daß so Manches den Wahn des schwergekränkten Vaters nährte.

— Ich kann nicht anders! dachte er, und dabei stampfte er mit dem Fuße auf den Boden.

— Bruder, bat Lottchen, gönne dem Vater ein gutes Wort. Ihm genügt es, wenn Du bereuest . . .

— Auch Du hältst mich für schuldig? fragte er mit Bitterkeit.

— Rechtfertige Dich, rechtfertige Dich!

— Nein, nein! rief er laut.

Albers war stehen geblieben. Alle Gesichtsmuskeln zuckten.

— Verstockter Mensch! rief er mit donnernder Stimme. Gehe mir aus den Augen, oder . . .

Er streckte die Hand nach der Wand aus, an der ein Gewehr hing.

Lottchen warf sich ihm an die Brust und umschlang ihn.

— Geh', Friedemann, rief sie, so geh' doch; morgen sprechen wir mehr!

— Vater, rief der junge Mann, Du zeihest mich eines so ehrlosen, niederträchtigen Verbrechens, daß ich mich vor mir selbst schämen müßte, wollte ich eine Rechtfertigung versuchen. Ich will und kann Nichts weiter thun, als einfach versichern: meine Hand hat nie ein Verbrechen be-

schmutzt. Und Du hast Recht, ich kann Dir nicht mehr unter die Augen treten. Darum will ich gehen.

Stolz, mit emporgehobenem Haupte, verließ er das Gemach. Er stieg die Treppe hinan und betrat noch einmal sein Zimmer. Nachdem er sich zehn Minuten dort aufgehalten, kam er zurück. Auf der erleuchteten Hausflur trat ihm Lottchen entgegen. Sie erschrack als sie den Bruder in Pelz und Reisemütze sah.

— Wohin?

— Fort! war die kalte Antwort.

— Du wirst bleiben, Friedemann.

— Rede mir nicht zu.

— Du mußt bleiben.

— Denke an die Schmach, die man mir angethan.

— Der Vater ist krank.

— Ich bedauere ihn von Herzen.

— Er denkt schon ruhiger über die Sache.

— Und auch Du, Schwester, hältst mich für schuldig! flüsterte er vorwurfsvoll.

— Es wäre Dir so leicht gewesen, Dich zu rechtfertigen.

— Ich will nicht! Ich will nicht! rief er entrüstet.

— Bedenke alle Umstände lieber Bruder . . .

— Ich habe sie bedacht.

— Das Mitleiden mit Antonien's Vater hätte Dich verleiten können.

— Wie wenig Du mich, wie wenig Du Antonien kennst! Sie wird nie von mir fordern, daß ich meine Ehre beflecke, und wenn sie es forderte, würde ich mich von ihr lossagen. Meines Bleibens ist nicht länger in diesem Hause, wo man mich für einen Dieb hält.

— Warte bis morgen, bat Lottchen.

— Nicht eine Minute mehr.

— Warte die Rückkunft Herzog's ab.

— Er kann eben so wenig die Sache ändern, als Du es vermagst.

— Vielleicht giebt er Auskunft über die Mappe.

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft, die verschlossen war. Beide Geschwister erschracken. Indem sie lauschten, vernahmen sie das Geklapper eines Säbels.

— Der Gensdarm! flüsterte Lottchen.

— Ich dachte es mir. Er ist mir auf dem Wege nach der Mühle begegnet.

— Friedemann, Du hast die Baronesse entführt!

— Das würde mich nicht hindern, dem Manne entgegenzutreten; aber ich habe Eile und will ferner kein Aufsehen erregen. Leb' wohl, Lottchen. Wenn es mir gut geht, schreibe ich Dir einen Brief.

Er entschlüpfte durch die Thür nach dem Garten.

Jetzt ward zum zweiten Male und stärker geklopft. Lottchen stand zitternd an dem großen Kleiderschranke. Ihr fehlte der Muth, den flüchtigen Bruder zurückzuhalten; aber sie wollte auch die Thür noch nicht öffnen, denn der Flüchtling sollte einen Vorsprung gewinnen. Sie verriegelte und verschloß die Gartenthür. Nachdem zum dritten Male geklopft war, öffnete sie die Thür, die nach dem Hofe führte.

Der gefürchtete Wachtmeister trat ein.

— Sie lassen mich lange warten, Mamsell Albers! sagte rauh der Waffenmann.

Es gelang Lottchen, unbefangen zu erscheinen.

— Die Domestiken sitzen in der Hinterstube und ich hatte in der Milchkammer zu thun. Wer kann denn wissen, daß Sie noch so spät Einlaß fordern. Der Vater liegt krank im Bett und Herzog ist verreis't, er bringt den Rekruten fort.

— Ich suche weder Ihren Vater noch Ihren Hofmeister.

— Was wollen Sie denn?

— Ihren Bruder Friedemann.

— Er ist schon vor einigen Stunden dem Vetter nachgereis't.

— Man weiß aber genau, daß er vor kaum einer halben Stunde nach Hause gekommen ist.

— Herr Wachtmeister, Sie sollten sich um Dinge kümmern, die Sie angehen! rief Lottchen schnippisch.

— Mamsell Albers!

— Statt achtbaren Leuten nachzuspüren, die Nichts weiter verbrochen haben, als daß sie dem Herrn Landrathe mißliebig sind, wäre es Ihre Pflicht, das Dorf von Dieben zu säubern, die meinem Vater den Geldschrank erbrechen und große Summen mit sich nehmen. Sie stecken Ihre Nase überall hin, aber wo sie sein sollte, fehlt sie.

— Man hat Sie bestohlen? fragte verwundert der Gensdarm.

— Ja, und das derb. Meinem Vater fehlen fünfzig bis sechzigtausend Thaler.

Der Wachtmeister murmelte einige Worte in den Bart.

— Gut, wir werden unsere Nachforschungen anstellen, wenn Herr Albers Anzeige gemacht hat, wie es sich gehört . . Aber vor der Hand möchte ich doch mit Ihrem Bruder einige Worte sprechen.

— Ich habe Ihnen ja gesagt, daß er verreis't ist. Glauben Sie mir denn nicht?

— Die Polizei glaubt nur, was sie sieht. Ich muß Haussuchung halten.

Lottchen fügte sich seufzend und führte den schrecklichen Gast durch alle Zimmer. Friedemann war natürlich nir-

gends zu finden. Nun wollte der Gensdarm auch das Wohnzimmer sehen.

— Herr Wachtmeister, sagte Lottchen, Sie haben schon Unglück genug über unser Haus gebracht; wollen Sie nun auch noch meinem kranken Vater eine Aufregung bereiten, die ihn tödten kann? Friedemann ist, so wahr mir Gott helfe, nicht im Hause. Schonen Sie den Kranken, ich bitte Sie darum.

Ein heftiges Schluchzen erstickte ihre Worte.

Die von Gott eingesetzte Obrigkeit achtete der Bitten und Thränen nicht; sie versicherte, daß sie ihre Pflicht thun müsse.

Lottchen war geistig so erschöpft, daß sie keinen Widerstand mehr entgegensetzte und den Wachtmeister in das Wohnzimmer führte. Zu ihrem Erstaunen sah sie, daß der Vater in einer Ecke des Sopha's saß. Der Gensdarm brachte kurz sein Anliegen vor, nnd berichtete auch Lottchen's Angabe.

— Ich weiß nicht, wo mein Sohn ist, antwortete gleichgültig der alte Mann. Sagen Sie dem Landrathe, er solle ihn bei seiner Tochter suchen, wenn er ihn haben wolle. So lange es Friedemann mit der Baronesse hält, ist er mein Sohn nicht ... auch das sagen Sie dem Landrathe! Und nun lassen Sie mich in Ruhe!

— So wird Herr Friedemann Albers steckbrieflich verfolgt werden, entgegnete der Wachtmeister.

— Thun Sie, was Ihnen gut scheint. Aber vergessen Sie in dem Steckbriefe die Begleitung nicht.

Der Gensdarm wollte gehen. In der Thür wandte er sich noch einmal zurück und fragte:

— Herr Albers, man hat Sie bestohlen?

— Der alte Mann fuhr auf:

— Wer sagt das?

— Ihre Tochter hat mir vorhin die Anzeige gemacht. So etwas darf ich nicht überhören.

Albers war sichtlich erregt. Er fuhr mit der zitternden Hand durch sein graues Haar und trocknete den Schweiß von der Stirn.

— Lottchen, rief er, Du bist zu voreilig gewesen!

— Warum denn, Vater?

— Die Mappe mit den Staatspapieren kann verlegt sein, vielleicht trage ich selbst die Schuld. Mir ist so Etwas durch den Kopf gefahren, als ob ich sie zu mir gesteckt hätte — ich war zerstreut — laßt mich in Ruhe — mir zerspringt der Schädel — Thut was Ihr wollt — aber laßt mich in Ruhe!

Der Wachtmeister wünschte gute Nacht und verließ das Haus, dessen Thür Lottchen hinter ihm schloß. Dann eilte

sie in das Zimmer zurück. Der Vater saß, in sich zusammengesunken, immer noch an seinem Platze.

— Komm' zu mir, mein Kind! sagte er wehmüthig.

Lottchen kauerte sich ihm zu Füßen nieder und ergriff seine Hände, die fieberhaft glüheten.

— Was hältst Du von Friedemann? fragte er mit Aufregung.

— Wenn ich an seine Schuld glaubte, lieber Vater, würde ich dem Wachtmeister den Diebstahl verschwiegen haben. Es ist freilich unerklärlich, wie das Verbrechen begangen; aber der Bruder ist schuldlos.

— Wollte Gott, es wäre wahr! Wie gern trüge ich den Verlust, wenn ich die Gewißheit hätte, daß mein Sohn kein Dieb ist. Eine schwere Last liegt mir auf dem Herzen. Wie würde sich der Landrath in das Fäustchen lachen, wenn man meinen Sohn als Dieb einbrächte! Nein, es darf nicht geschehen! Lottchen sprich mit keinem Menschen über die traurige Geschichte . . . morgen kommt Herzog zurück, bis dahin schweige wie das Grab.

— Lieber Vater, Du sagtest, es wäre Dir, als ob Du die Mappe zu Dir gesteckt hättest; und mir ist es auch so . . . ich glaube Dich vor dem Schranke gesehen zu haben, ehe Du nach dem Schlosse gingst.

— Nein, nein; ich habe es nur gesagt, um den Wachtmeister abzufertigen, der jede Gelegenheit ergreift, um sei-

nem Herrn gute Dienste zu leisten. An die Thür des Schrankes habe ich allerdings gefaßt, um mich zu überzeugen, daß die Thür fest verschlossen sei — es ist dies meine Gewohnheit, so oft ich das Haus verlasse; aber hineingesehen habe ich nicht. Der Schrank ist mit einem Nachschlüssel geöffnet — gebe Gott, daß Dein Bruder durch die heimtückische Baronesse sich nicht hat verblenden lassen. Der Gedanke ist furchtbar: mein Sohn wird von dem Landrathe eines Diebstahls wegen verfolgt, den er verübt hat, um denselben Landrath von einer Schuld gegen mich, den Vater des Diebes, zu befreien! Und jener ist schlecht genug, seinen Wohlthäter in's Gefängniß zu bringen. Friedemann hat eine schwere Last auf mein Haupt geladen.

Eine halbe Stunde später herrschte eine tiefe Stille in dem Hause des Landwirths. Die Bewohner schliefen. Friedemann wanderte rüstig durch die kalte Nacht bis er ein Städtchen erreichte, wo er die Post bestieg, die ihn an das Ziel sei er Sehnsucht brachte.

Vater Albers war am nächsten Morgen krank, er konnte das Bett nicht verlassen. Die Gemüthserschütterungen, die er erlitten, waren zu stark gewesen, als daß sie spurlos an ihm vorübergehen konnten. Um Mittag kam Herzog zurück. Er eilte an das Bett des kranken Freundes, um zu berichten, daß er dem Advokaten Auftrag gegeben, Wechsel des Barons aufzukaufen, und daß er in

M. bei der Regierung eine Beschwerde gegen den Landrath wegen Ueberschreitung der Amtsbefugnisse eingereicht habe. Albers war zufrieden mit den Bemühungen seines Hofmeisters, denn sein Stolz wich nicht, er mußte sich rächen.

— Herzog, sagte der Kranke, man hat mich bestohlen, während wir Beide nicht im Hause waren.

— Auch das noch! Was hat man gestohlen?

— Die Mappe mit den Werthpapieren.

Der Hofmeister, der den Werth dieser Mappe kannte, fuhr heftig zusammen. Er war in den ersten Augenblicken keines Wortes mächtig. Schlag auf Schlag traf das Haus des Freundes. Ein beträchtlicher Theil des Vermögens die Frucht jahrelangen Mühens, war dahin. Albers erzählte, wie er, durch Vermuthungen geleitet, den Verlust entdeckt hatte.

— Und Du meinst, stammelte Herzog, daß Dein Sohn selbst . . .

— Der Schrank ist so unscheinbar, daß ein Fremder den Inhalt desselben nicht vermuthet. Der Dieb kann kein anderer als ein Hausgenosse sein, der sich einen Nachschlüssel zu verschaffen gewußt. Herzog trat zu dem Schranke. Die Tapetenthür, die ihn von Außen verdeckte, war unverletzt. Kein Riß, keine Schramme verrieth einen gewaltsamen Einbruch. Albers gab dem Freunde den Schlüssel, und dieser öffnete die Tapetenthür. Nun zeigte

sich die schwere Eisenthür des Schrankes, der fest, durch starke Riegel gehalten, in der Mauer stand. Das unverletzte Schloß ging leicht wie sonst. Herzog mußte der Ansicht seines Freundes beistimmen. Aber daß Friedemann der Verbrecher sein sollte, wollte ihm nicht einleuchten, denn dem Baron konnte ja von einer andern Seite her Geld zugeflossen sein.

— Außer meinen Kindern und Dir, meinte Albers, betritt Niemand das Schlafgemach.

— Wo hast Du den Schlüssel gehabt?

— In meiner Tasche. Ehe ich nach dem Landrathsamte ging, habe ich mich noch einmal von dem festen Verschlusse des Schrankes überzeugt.

Herzog stand wie niedergeschmettert an dem Krankenbette. Er erinnerte sich, daß er Leo Bonhorst mit Lottchen in dem Wohnzimmer getroffen hatte. In demselben Augenblicke sagte Albers:

— Der Rekrut scheint mir ein zu ehrlicher Bursche zu sein, als daß er seinen Wohlthäter bestehlen könnte.

— Der Rekrut! murmelte der Hofmeister unwillkührlich.

— Hast Du ihn im Verdachte?

— Nein, nein! Beruhige Dich, Freund, ich werde ernste Schritte thun! rief Herzog.

Als er den Schrank noch einmal sorgfältig durchsucht

hatte, entfernte er sich. Lottchen mußte ihm die Vorgänge noch einmal erzählen. Friedemann's Rückkehr nach der Entführung der Baronesse und seine plötzliche Abreise in der Nacht, die er bewirkt, ohne den Vater versöhnt zu haben, mußten Verdacht erregen.

— Angenommen auch, dachte Herzog, Friedemann hat die Wechsel des Barons nicht bezahlt, so hat er doch Vorsorge getroffen, mit der Geliebten nicht in Noth zu gerathen. Auch kostet die Entführung einer vornehmen Dame viel Geld — ich weiß das!

Was sollte er nun beginnen? Sollte er die Hülfe der Behörden in Anspruch nehmen und den Sohn vom Hause als Dieb verfolgen lassen? Damit leistete er dem Vater sicherlich keinen Dienst, dessen sensibles Ehrgefühl er kannte. Und wenn nun, um die heillose Verwirrung vollständig zu machen, der Entflohene unschuldig wäre? Die Folgen eines übereilten Schrittes waren unberechenbar. Herzog hielt es für gerathen, Friedemann aufzusuchen und mit ihm ohne Einmischung der Behörden zu verhandeln. Aber wo war er zu finden? Lottchen hatte keine Vermuthung, sie wußte nur, daß der Bruder, als der Gensdarm an die Thür klopfte, durch den Garten entflohen war. Geld hatte sie ihm nicht gegeben, auch hatte er keins gefordert.

— Vielleicht, meinte Lottchen, hat er auf seinem Zimmer einen Brief zurückgelassen.

— Sehen wir nach.

Beide stiegen zu dem ersten Stocke hinan und betraten Friedemann's Zimmer. Der Schreibtisch war geöffnet, es ließ sich erkennen, daß der Entflohene unter den Papieren gesucht hatte. Einzelne Kleidungsstücke lagen auf den Möbeln umher. Lottchen weinte, als sie das verlassene Zimmer erblickte. Zugleich begann sie aufzuräumen. Wie oft hatte sie singend sich dieser Beschäftigung unterzogen, der sie heute mit kummervollem Herzen oblag. Ach, es war eine traurige Veränderung in dem sonst so friedlichen und glücklichen Hause vorgegangen! Der fröhliche Bewohner des gemüthlichen Zimmers war verschwunden — ob er je wiederkehren würde? Und der Vater, der sonst so starke Mann, lag krank und niedergeschmettert, ein Opfer widriger Verhältnisse, in seinem Bette.

Aehnlichen Betrachtungen mochte auch wohl Herzog nachhängen, denn er sah traurig dem Beginnen des jungen Mädchens zu.

Da stieß Lottchen einen Schrei aus.

— Was giebt's? fragte Herzog erschreckt.

In der linken Hand hielt Lottchen ein seidenes Tuch, das sie so eben ergriffen hatte; mit der rechten deutete sie auf eine Ecke des Sopha's. Da lag die vermißte Mappe, die bisher das Tuch verdeckt hatte. Herzog ergriff und öffnete sie . . . sie war leer.

— Mein Gott! stammelte bestürzt der Hofmeister. Auch nicht ein Stück Papier hat er zurückgelassen!

Die Schwester des jugendlichen Verbrechers war laut weinend auf den Sopha gesunken.

— So ist es dennoch wahr! rief sie verzweiflungsvoll. Und wie feierlich hat er von seiner Ehre gesprochen, wie entrüstet und doch würdevoll wies er den Verdacht zurück . . . ich hätte mein Leben für Friedemann's Schuldlosigkeit eingesetzt, nachdem ich seine Versicherungen gehört.

— Das hat Gott gefügt, der nicht will, daß ein Unschuldiger in Verdacht gerathe! rief Herzog. Friedemann hat in der Elie vergessen, den Beweis seiner Schuld zu beseitigen. Er ist kein raffinirter Bösewicht, da er sonst vorsichtiger verfahren sein würde; aber sein Leichsinn, der sich hier wieder zeigt, läßt sich nicht mehr entschuldigen.

— Was wollen Sie nun beginnen, Vetter?

— Ihr Vater muß wissen, woran er ist. Dann mag er selbst die Schritte bestimmen, die unternommen werden sollen.

— Nein, Vetter, nein! sagte Lottchen eifrig.

— Ich schweige nicht länger.

— Aber so hören Sie mich doch!

— Mein Gewissen verbietet es mir!

— Vetter, ich will den Bruder nicht in Schutz neh-

men, aber wir müssen den Zustand des Vaters bedenken, der, es läßt sich aus seinen Worten schließen, doppelt niedergedrückt ist, weil der Sohn zum Diebe herabgesunken. Ich kenne den guten Vater . . . die Hoffnung, ein Fremder habe das Verbrechen begangen, hält ihn noch aufrecht. Und diese Hoffnung dürfen wir jetzt nicht zerstören, jetzt, da er an Geist und Körper leidet.

— Es ist wahr! murmelte Herzog. Das Vaterherz kann sich so leicht nicht losreißen von dem Sohne.

— Auch gebe ich Ihnen noch Eins zu bedenken, Vetter.

— Was noch?

— Man kann die Mappe in den Sopha gelegt haben, um auf den abwesenden Friedemann die Schuld zu wälzen. Habe ich nicht Recht? fuhr Lottchen eifrig fort, als sie den veränderten Gesichtsausdruck Herzog's sah. Die Thür dieses Zimmers ist nicht verschlossen gewesen . . . Und, Vetter, warum sollte Friedemann gerade die Mappe zurücklassen . . .

— O, seine Absicht ist es wahrlich nicht gewesen! Er hat das Ding von starkem Leder zu unbequem gefunden und die Papiere in das Taschenbuch gelegt. Ein Verliebter vergißt in der Eile Manches, und Friedemann ist in der letzten Zeit kopflos gewesen. Ich bleibe dabei: nur Ihr Bruder hat den schweren Eisenschrank öffnen können,

ohne das Schloß zu verletzen. Unter den Domestiken wüßte ich auch nicht einen, dem so viel List zuzutrauen wäre, selbst wenn ihm der Muth dazu nicht fehlte.

— Immerhin, Vetter; verschweigen Sie vor der Hand die Entdeckung und verfahren Sie gegen Friedemann. Die Mappe werde ich in Verwahrung nehmen.

Als Herzog den kranken Freund erblickte, den er nach dieser Scene aufsuchte, hielt er es für gerathen, der Ansicht Lottchen's beizupflichten. Der Arzt, der später gerufen ward, verschrieb Medicin und empfahl dem Kranken Ruhe. Lottchen schärfte er dringend ein, jeden aufregenden Besuch fern zu halten und den Vater durchaus, selbst vor der leisesten Erregung zu hüten, da die Krankheit leicht einen gefährlichen Charakter annehmen könne. Für den Augenblick, fügte der Aeskulap hinzu, hegte er keine Befürchtungen. Albers schien den Verordnungen des Arztes nachkommen zu wollen; er verhielt sich ruhig und sprach weder von dem Landrathe, noch von seinem Sohne und dem Diebstahle. Nur von Zeit zu Zeit fragte er seinen Hofmeister um wirthschaftliche Angelegenheiten, und Lottchen's zätliche Fürsorge nahm er wohlgefällig auf.

Gegen Abend schlug Herzog den Weg nach der Teichmühle ein, um den Sohn des Müllers auszuforschen. Als er den Weg betreten wollte, kam ihm Konrad entgegen. Der junge Mann grüßte und wollte weiter gehen.

— Konrad, ein Wort!

— Gern, Herr Hofmeister.

— Albers ist um seinen Sohn bekümmert, dem Sie zur Flucht behülflich gewesen sind.

— Friedemann ist ja längst wieder zurückgekehrt.

— Aber er ist auch schon wieder verschwunden.

Konrad konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Er wußte um die letzte Abreise seines Freundes nicht; auch die Dame, die Friedemann begleitet, wollte er nicht kennen. Er erzählte, daß er so eben von dem Landrathsamte komme, wo man ihn über die Geschichte vernommen habe. Herzog erfuhr nicht mehr, als er schon wußte. Trübe gestimmt trat er den Rückweg an. Er traf Lottchen in dem Wohnzimmer. Nachdem sie ihm berichtet, daß der Vater sanft schliefe, sagte sie leise:

— Vetter, Sie haben mir noch nicht einmal erzählt, was aus unserm Recruten geworden ist.

Wäre es nicht stark dämmerig gewesen, so würde Herzog die hohe Purpurröthe gesehen haben, die bei dieser Frage das schöne Gesicht des jungen Mädchens bedeckte.

— Leo Bonhorst, antwortete er gleichgültig, hat Aussicht vom Militairdienste loszukommen.

— Hat ihm der Rechtsanwalt diese Hoffnung gemacht?

— Ich glaube. Uebrigens läßt Leo grüßen und sich

Ihrem geneigten Andenken empfehlen. Hier ist ein Brief von ihm, den zu übergeben ich bald vergessen hätte.

In diesem Augenblicke rief der kranke Vater, der erwacht war. Lottchen verbarg den Brief und eilte in das Schlafgemach.

— Wäre nur dieser Leo nicht Komödiant! murmelte Herzog.

Er ging hinaus und betrat sein Zimmer, das er bis zum Abendessen nicht wieder verließ.

---

## Fünftes Kapitel.

### Romeo und Julia in der Passagierstube.

In B. wurde Morgens acht Uhr die Schnellpost expedirt. Die Fäden des deutschen Eisenbahnnetzes hatten sich damals noch nicht bis in jene Gegend ausgedehnt, Turn und Taxis allein boten die Verkehrsmittel auf der Landstraße. Es war kalt; ein mit Schnee gemischter Regen fiel aus dem dunkelgrauen Himmel herab, der sich traurig über der gebirgigen Landschaft ausbreitete. Als das Horn des Postillons erklang, traten die Reisenden aus dem Posthause. Es waren deren nur zwei: Friedemann Albers und ein großer, stattlicher Herr, der bis über die Ohren in einem feinen Pelze stak. Ein Diener, der diesem Herrn beim Einsteigen behülflich war, nahm seinen Platz in dem Kabriolet neben dem Conducteur. Friedemann,

der in der Nacht eine Fußparthie von sechs Stunden gemacht, lag müde in dem Polster des bequemen Wagens. Der Reisegefährte beobachtete durch die Fensterscheiben anfangs die Häuser des Städtchens, später das Tannengehölz, das jenseits des Chausseegrabens an einem Bergabhange sich erhob.

Friedemann war bald eingeschlafen; er erwachte erst wieder, als die Post an der nächsten Station hielt. Daß ihn das magische Scepter des Traumgottes an die Seite der Geliebten versetzt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Zurückgekehrt in die reale Welt, sah er verwundert um sich.

— Guten Morgen! sagte der Reisegefährte.

Friedemann dankte lächelnd. Jetzt sah er sich den Passagier, der den Pelzkragen zurückgeschlagen hatte, näher an. Noch nie war ihm ein so schöner Greisenkopf vorgekommen. Die Wangen des freundlichen Gesichts waren voll und fein geröthet. Das Haupthaar, die starken Brauen und der kurz geschorene Bart über der Oberlippe waren schneeweiß. Das große blaue Auge strahlte freundliche, milde Blicke. Und die hohe erhabene Stirn — es war entweder eine Helden= oder eine Dichter=Stirn, die sich zeigte, als der Fremde seine Reisemütze einen Augenblick abnahm, um eine goldene Brille aufzusetzen, die er aus einem feinen Futterale gezogen hatte.

Der Bediente erschien an dem Schlage.

— Ein Glas Madera, Friedrich!

Friedrich sprang so rasch in das Posthaus, als es ihm sein großer erbsgelber Mantel erlaubte.

— Sie haben vortrefflich geschlafen, fuhr der freundliche Greis fort.

Friedemann glaubte einen Vorwurf in diesen Worten zu erblicken.

— Verzeihung, mein Herr, ich bin die ganze Nacht unterwegs gewesen, um die Poststation zu erreichen.

Der Bediente brachte den Madera.

— Ihr Wohl, Herr Reisegefährte!

Der Fremde trank und reichte das Glas dem jungen Manne mit einer so vornehmen Freundlichkeit, daß dieser es nicht wagte, abzulehnen. Er trank auf das Wohl des alten Herrn. Zwei Menschen, die aus einem Glase getrunken haben, sind sofort bekannt, und wenn sie sich im Leben nie gesehen haben. Es liegt eine wunderbare Kraft in einem solchen Trunke, die sich auch hier zeigte.

— Wohin reisen Sie, mein junger Herr?

— Nach M.

— Gut, M. ist auch mein Ziel. Morgenfrüh werden wir dort sein.

Der Postillon blies lustig „So leben wir, so leben wir alle Tage", und die Schnellpost rollte weiter. Der alte Herr, der sich nach Unterhaltung sehnte, zog sein Cigar-

ren-Etui hervor und präsentirte es seinem Nachbar, indem er sagte: Hamburger!

— Danke!

Beide rauchten. Friedemann, der Kenner war, fand das Kraut vortrefflich. Als der Alte das Etui wieder zu sich steckte, bemerkte unser Flüchtling, daß in dem schwarzen Fracke unter dem Pelze desselben ein Ordensband strahlte und an diesem Bande ein kleines buntes Kreuz, ein nicht gewöhnlicher Orden. Demnach zu schließen, und nach dem militärischen Aussehen, reis'te der frühere Husar in Gesellschaft eines Generals. Und wäre der alte Herr auch nur ein pensionirter Oberst gewesen, Friedemann würde dennoch jene hohe Ehrfurcht empfunden haben, die dem subordinirten Soldaten eingeimpft wird. Seit dieser Entdeckung ward er ein wenig befangen. Aber der General oder Oberst brachte das Gespräch bald wieder in Fluß. Er schien entweder geschwätziger Natur zu sein oder an seinem Gefährten ein besonderes Wohlgefallen zu finden.

— Mein Herr, erlauben Sie mir eine Frage.

— Ich bitte, fragen Sie.

— Sind Sie Schauspieler?

Der Gefragte stutzte.

— Wie kommen Sie zu dieser Annahme, mein Herr? fragte Friedemann erröthend. Ich wüßte doch nicht, daß irgend Etwas in meinem Aeußern . . .

Der alte Herr lachte laut auf.

— Wenn ich meine Brille auf der Nase habe, sehe ich den Leuten bis in die Herzen!

— Ich bin kein Schauspieler, versicherte Friedemann.

— Gut; dann müssen Sie wenigstens ein Liebhaber sein . . . nicht auf der Bühne, verstehen Sie mich recht; sondern der Liebhaber einer Schauspielerin, die Antonie heißt.

— Teufel, dachte der Flüchtling, dieser Mann ist vielleicht ein höherer Polizeibeamter, der von dem Landrathe Weisungen empfangen hat. Man vigilirt auf mich und Antonien.

Der besternte Mann schien sich an der Verlegenheit seines Begleiters zu weiden.

— Habe ich Recht? fragte er lachend. Gestehen Sie es nur, die Sache ist nicht richtig.

— Was ist nicht richtig?

— Das Theater macht Ihnen zu schaffen. Wenn Sie noch nicht Schauspieler sind, werden Sie es bald werden.

— Aber mein Herr . . .

— Ereifern Sie sich nicht. Es fällt mir nicht ein, Ihnen davon abzurathen, denn ich bin selbst ein großer Verehrer der edeln Schauspielkunst. Sie besitzen ein hübsches Aeußere, ein klangvolles Organ, und wenn Ihnen ein gewisser Grad von Bildung nicht abgeht — woran

zu zweifeln ich durchaus keinen Grund habe — so werden Sie Carrière machen. Was widmet sich heutzutage der Bühne? Selten ein Individuum, das den wahren Drang zur Kunst mitbringt. Gewöhnlich finden wir die Triebfeder in unglücklichen äußern Verhältnissen. Es ist dies ein Thema, über das ich mich jetzt nicht weiter ausbreiten will; aber ich kann Ihnen versichern, daß ich oft darüber nachgedacht habe. Um wieder auf Sie zu kommen . . .

— Verzeihung, daß ich Sie unterbreche.

— Unterbrechen Sie!

Der alte Herr blies eine große Rauchwolke aus; dann nahm er die Stellung eines Lauschenden an. Friedemann hielt ihn immer noch für gefährlich.

— Sie sprechen Ihre Ansichten, mein Herr, mit einer Gewißheit aus, die mich in Erstaunen setzt. Kennen Sie mich denn?

— Nein! Ich habe Sie in dem Augenblicke zum ersten Male gesehen, als wir die Post bestiegen. O, ich kenne die Menschen, und vorzüglich die Komödianten und solche, die es werden wollen: Sie treibt die Liebe zum Theater, die Liebe zu Ihrer göttlichen Antonie . . . gut, es ist dies wenigstens ein edler Hebel, denn aus der Liebe zu der Dame entwickelt sich nach und nach die Liebe zu der Kunst, wenn sie nicht schon vorhanden ist. Antonie spielt die

Julia, Sie spielen den Romeo . . . nicht wahr, Sie haben diese Rolle schon studiert?

— Aber um des Himmels willen, mein Herr, wie ist es möglich . . .

— Daß ich alle diese Dinge wissen kann? O, ich weiß noch mehr, ich weiß auch, daß Herr Friedemann Albers . . . ah, Sie erschrecken vor dem Allwissenden! Ist durchaus unnöthig, denn ich bin kein gefährlicher Mensch, ich benutze meine Allwissenheit nur im Interesse der Kunst.

— Mein Herr, Sie begreifen wohl, daß ich ein Gespräch nicht fortsetzen kann, das eine Mystifikation bezweckt.

— Teufel, wer denkt daran, Sie zu mystificiren? Doch, ich sehe schon, ich muß mir Ihr Vertrauen erwerben. Hören Sie mich an. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, als Sie in einen festen Schlaf sanken, in einen Schlaf, um den ich Sie beneidete. Sie müssen nämlich wissen, daß ich auf Reisen nie schlafen kann, und dann spiele ich den Beobachter, um mich zu unterhalten. So beobachtete ich auch Sie . . . natürlich aus meiner Ecke. Plötzlich recitirten Sie einen Monolog aus Romeo, wenn auch ein wenig verworren, doch für mich verständlich genug. Von Shakespeare's Worten gingen Sie zu eigenen Producten über . . . Sie sprachen zu Ihrer Antonie und versicherten der Heldin, daß Sie bald ein guter Schau-

spieler sein würden und daß die edele Kunst das Band Ihrer Liebe heiligen solle. Dann wieder sprachen Sie Stellen aus Don Karlos und gestikulirten dabei so heftig, daß Ihnen ein Brief entfiel, auf dem die Adresse „Herr Friedemann Albers“ stand . . . das Papier flog mir auf den Schooß . . . hier ist es. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Nichts weiter als die Adresse gelesen habe, denn es drängte mich, den Namen des Kunstnovizen zu erfahren. Das Uebrige war eine kleine Komödie, die ich mir mit Ihnen zu spielen erlaubte. Weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über . . . das läßt sich von uns Beiden sagen. Also heraus mit der Sprache: Sie wollen Schauspieler werden?

— Nun ja! rief Friedemann.

— Haben Sie schon ein Engagement?

— Nein!

— Ich erbiete mich, Sie in den Tempel der Kunst einzuführen.

— Und wer erzeigt mir die Ehre?

— Der Graf H., Director des Hoftheaters in M.

Friedemann gestand, daß er in der Absicht reise, sich dem Grafen vorzustellen und ihn um Beschäftigung zu bitten.

— Das trifft sich gut! rief heiter der alte Herr. Ich bedarf eines Mannes, der jugendliche Helden und Liebha-

der spielt. Der Schauspieler, der bis jetzt dieses Fach an meiner Bühne ausfüllte, ist zwar recht brav, aber die Jahre drücken ihn, er muß zu viel Schminke auflegen, um die Runzeln zu verbergen und die Damen lachen stets, wenn im Stücke von seiner Schönheit die Rede ist. Haben Sie schon Rollen studiert?

— Ja, Herr Graf!

— Welche?

— Den Romeo, den Ferdinand in Kabale und Liebe, Wilhelm in Lenore, Karl Moor und Max Piccolomini.

— Alle Hagel! rief der Theaterdirector. Und alle diese Rollen würden Sie sogleich spielen können?

— Herr Graf, ich habe die genannten Rollen nach meiner Weise studiert, nachdem ich sie nämlich auf dem Theater gesehen hatte; aber das genügt mir nicht.

— Was wollen Sie noch thun?

— An Ihrem Hoftheater ist der Schauspieler Engelbrecht engagirt . . .

— Ganz recht, mein Charakterdarsteller.

— Er soll zuvor die Rollen auf der Bühne mit mir durchgehen. Man rühmt Engelbrecht als einen unserer tüchtigsten Künstler.

— Gut, recht gut, Sie werden mit der Rolle des Romeo beginnen, wenn die Probe zu meiner Zufriedenheit ausfällt. Ich verlange selbstverständlich keine Kunstleistung;

erkenne ich, daß Sie gute Mittel und Talent besitzen, so engagire ich Sie und sorge dafür, daß Sie ausgebildet werden. Die Wahl des Lehrers überlassen Sie mir.

Der Schauspieldirector brannte eine neue Cigarre an.

— Ja, ja, Verehrter, sagte er dabei, ich sorge für Sie. Es ist nicht gleichgültig, in wessen Hände Sie gerathen.

— Herr Graf, entgegnete Friedemann, ich habe in verschiedenen Theaterzeitungen gelesen, daß Engelbrecht nicht nur ein eminentes Talent sei, sondern auch in der Auffassung seiner Rollen sich so geistreich zeige, wie keiner seiner jetzt lebenden Collegen. Wenn nur die Hälfte wahr ist von dem, was gedruckt steht, so muß Engelbrecht der genialste Künstler sein.

— Von dem, was gedruckt steht! rief der Graf lachend. Mein Verehrter, es wird viel gedruckt, und das Papier ist geduldig, wie man zu sagen pflegt. Doch, wir sprechen später über diesen Punkt, und das, was man die Kritik nennt, werden Sie schon kennen lernen. Die Hauptsache ist, daß wir vor der Hand einig werden.

— Ich hoffe es!

Der Theaterdirector erwies sich in dem nun folgenden Gespräche als einen sehr geistreichen, witzigen Mann und unserm Flüchtling verging die Zeit so rasch, daß er sich wunderte, als der Postwagen hielt und der Conducteur

eine Viertelstunde Rast ankündigte, welche die Herren Reisenden zur Einnahme des Mittagsmahls verwenden könnten.

— Herr . . . wie heißen Sie?

— Albers.

— Herr Albers, ich bitte, seien Sie mein Gast.

— Mit Vergnügen, Herr Graf.

Beide betraten das Gastzimmer des Posthauses, in welchem der gedeckte Tisch stand. Ein Kellner nahm den Reisenden die Pelze ab. Der Graf betrachtete jetzt die schöne, männliche Gestalt und das regelmäßige, ausdrucksvolle Gesicht des jungen Mannes. Friedemann war, wie wir schon berichtet, eine wirklich aristokratische Erscheinung. Seine Toilette war, bis auf die arg beschmutzten Stiefel, geschmackvoll und elegant. In seinem Shawle glänzte eine werthvolle Busennadel und auf seiner schwarzen Sammtweste hing eine schwere Goldkette. Der feine Oberrock schmiegte sich dem schlanken Körper eng an. Der Schauspieldirector hatte dies Alles mit dem raschen und sichern Blicke des Kenners erfaßt. Er war mehr als zufrieden, er war entzückt.

— Eine kostbare Figur! murmelte er vor sich hin. Kraft, Fülle, Geschmeidigkeit und Eleganz . . . Herr Albers! sagte er laut.

— Herr Graf?

— Ich werde mir zu der Viertelstunde, die man uns gönnt, noch eine zweite kaufen . . . haben Sie die Güte und sprechen Sie mir einige Sätze aus irgend einer Rolle, die Sie wissen. Es drängt mich, Ihr Organ kennen zu lernen. Ist es so klangvoll und ausgiebig, wie Ihre Conversation vermuthen läßt, so besitzen Sie alle Requisiten eines Helden und Liebhabers comme il faut. Bitte, bitte, . . . dieses Nebenzimmer ist leer . . .

Er öffnete, ohne Erlaubniß dazu einzuholen, die Glasthür und deutete mit der Hand in das Kabinet. Friedemann trat lächelnd ein.

Der Graf folgte und schloß die Thür.

Das Zimmer schien ein für Damen bestimmter Aufenthalt zu sein. Auf dem Sopha lag ein Pelzmantel und ein Sammthut. Daneben auf einem Tischchen stand eine kleine, fein gestickte Reisetasche. Auf der Tasche lag ein großer Muff und ein weißes Batisttuch. Dies Alles kümmerte den Director nicht, der vor Begierde brannte, das Organ seiner neuen Acquisition kennen zu lernen.

— Wählen wir die Balkonscene aus Romeo, sagte er eifrig, sie bietet Ihnen die beste Gelegenheit, Ihr Organ in allen Modulationen zu zeigen.

Friedemann war mit der Wahl einverstanden, er hatte diese Scene, die sich seinem Gedächtnisse fest eingeprägt,

mit Antonien in dem Gartenhause gespielt. Der Director verwandelte sich sofort in den Regisseur.

— Dieser Stuhl, ordnete er an, ist der Souffleurkasten; jenes Fenster mag der Balkon sein, auf dem Julia erscheint, und von dort, wo die Uhr steht, tritt Romeo auf. Treten Sie auf, Herr Albers, und beginnen Sie. Ich stelle das Publicum dar. Machen Sie eine Pause, wenn Julia spricht.

Friedemann begann mit seinem prachtvollen Organe:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt."

Jemehr er sprach, je entzückter ward der Schauspieldirektor, der mit verklärtem Gesichte lauschte.

Als der angehende Schauspieler süß und zart die Worte gesprochen hatte:

„Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand,
„Und küßte diese Wange!"

rief der alte Herr enthusiasmirt: „Schade, jammerschade, daß wir keine Julia haben! Sie sind engagirt, Verehrter, und können sich von diesem Augenblicke an als ein Mitglied meines Hoftheaters betrachten. Wenn Sie vor dem Publicum so sprechen wie in der Passagierstube, werden Sie Glück machen.

Er reichte dem jungen Manne die Hand und hätte ihn auch wohl an die Brust gedrückt, wenn nicht eine junge

Dame rasch eingetreten wäre. Der Schauspieldirector grüßte mit einer wahrhaften Grandezza.

— Verzeihung, meine verehrte Dame, wenn wir uns in der Eile Ihres Zimmers bemächtigten . . . wir ziehen uns zurück.

— Bleiben Sie, meine Herren; Sie haben dieselben Ansprüche an dieses Zimmer, als ich. Es steht jedem Passagiere offen. Wenn Jemand um Verzeihung zu bitten hat, so bin ich es, welche den herrlichen Vortrag Romeo's unterbrochen.

Die junge Dame war eine reizende Erscheinung. Der schlanke, jugendliche Körper — sie mochte vielleicht achtzehn bis neunzehn Jahre zählen — war mit einem Oberrocke von schwarzem Atlas bekleidet, der die eleganten Formen deutlich abzeichnete. Die Taille war zierlich bis zum Umspannen. Eine graue Boa umschlang den schlanken, schneeweißen Hals. Das schwere, dunkelbraune Haar umspielte in langen Locken ein zartes, wunderholdes Mädchenantlitz mit großen, himmelblauen Augen.

— Ah, Sie haben uns belauscht!

— Ich wollte meine Sachen holen, öffnete die Thür, und ward so Zeugin der vortrefflichen Scene . . .

— Der Nichts als die Julia fehlte.

— Sie ist gefunden, wenn Sie wollen! rief heiter die Dame.

— Wie? Was? fragte überrascht der Graf.

— Ich erbiete mich, Ihnen aus der Noth zu helfen.

— Sind Sie Schauspielerin?

— Urtheilen Sie, wenn Sie mich gehört haben.

— Gut, fahren wir in der Scene fort. Dort ist der Balkon, dort steht Romeo, der seinen ersten Satz beendet hat.

Die Fremde nahm ohne Weiteres den Platz ein und spielte. Friedemann ward von der Innigkeit und Liebenswürdigkeit dieser Julia so hingrissen, die Naivetät und Correctheit ihres Spiels begeisterte ihn dermaßen, daß er wie ein routinirter Schauspieler die Scene zu Ende spielte. Der Director saß starr vor Bewunderung auf seinem Stuhle. Diese beiden schönen jungen Leute, ausgerüstet mit seltenen Mitteln, hatten die berühmte Scene so effektvoll vorgetragen, wie er sie in seiner Praxis nie gehört. Er wußte nicht, an wen er sich zuerst wenden sollte, an Romeo oder an Julia.

— Sie sind eine Künstlerin! rief er nach einer Pause.

Die Dame stand vor dem Spiegel und setzte den braunen Sammthut auf das volle Haar.

— Man thut sein Möglichstes, antwortete sie mit einem bezaubernden Lächeln, die Bandschleife zwischen den Fingern haltend.

— Ich bin Kenner, glauben Sie mir! sagte galant der alte Herr.

Friedemann reichte ihr den Mantel, den sie mit den Blicken gesucht hatte. Sie warf ihn nachlässig über die Schultern.

— Und das Lob eines Kenners, wenn es nicht leere Schmeichelei ist, giebt Muth und Eifer.

Der Graf überreichte ihr dienstfertig den Muff.

— Wohin gehen Sie, meine verehrte Dame?

— Ich werde meinen Platz in der Post einnehmen.

— Ah, wir reisen zusammen. Doch zuvor, ich bitte, speisen Sie mit uns.

— Ist bereits geschehen, und ich rathe Ihnen, sich zu beeilen, wenn Sie nicht hungrig abreisen wollen.

Sie nahm ihre Tasche, verneigte sich und eilte aus dem Zimmer. Friedemann sah wie geblendet der wunderbaren Erscheinung nach. Das Posthorn mahnte zur Eile. Der Graf ließ den Conducteur kommen, drückte ihm einen Thaler in die Hand und erkaufte sich damit die Viertelstunde, deren er zum Speisen bedurfte. Die Reisenden trafen die Dame in dem Postwagen; der Director nahm ihr zur Seite, Friedemann ihr gegenüber Platz. Der Postillon schmetterte lustig seine Fanfare durch die trübe Winterluft und die Schnellpost fuhr rasselnd aus dem Dorfe.

Der Schauspieldirector saß wie auf Kohlen; er sah bald die Julia, bald den Romeo an.

— Verehrtes Fräulein, begann er, ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu beweisen, daß mein Lob, das ich Ihnen vorhin zollte, keine leere Schmeichelei ist.

Das zarte, engelgleiche Gesicht unter dem braunen Sammthute, der die Lockenfülle sanft zusammendrückte, verzog sich zu einem freundlichen Lächeln.

— Sie machen mich begierig, mein Herr. Wie wollen Sie das anfangen?

— Ich biete Ihnen ein Engagement an.

— Sie?

— Ja, ich.

— Bin Ihnen sehr verbunden, muß aber bedauern, von Ihrem freundlichen Erbieten nicht Vortheil ziehen zu können.

— Erlauben Sie mir zu fragen, was hindert Sie?

— Weil ich schon engagirt bin, und eine hohe Conventionalstrafe zahlen müßte, wenn ich den eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkäme.

— Ich zahle diese Conventionalstrafe.

— Das wäre freilich eine Anerkennung, die mein schwaches Talent kaum verdient.

— Glauben Sie mir, dem Kenner, Sie besitzen ein achtenswerthes Talent, und es ist meine Lebensaufgabe,

wahren Talenten die ihnen gebührende Bahn anzuweisen. Sind Sie geneigt zu Verhandlungen?

Es lag ein gewisser Stolz, eine Herablassung in den Worten der Schauspielerin, als sie sagte:

— Gut, verhandeln wir.

— Wie hoch ist Ihre Strafe normirt?

— Auf zweitausend Gulden.

— Ah, was sind zweitausend Gulden für eine so liebenswürdige Julia?

— Und wenn ich nun Nichts weiter wäre als eine leidliche Julia? fragte die Schöne. Wenn ich in den andern Rollen, die man mir zutheilte, Wenig oder Nichts leistete?

— Dieser Einwand, sagte der Graf, macht Ihnen Ehre, denn er bezeugt ihre Rechtlichkeit. Es ist wahr, ich kenne Schauspieler und Schauspielerinnen, die ihre Paradepferde vorreiten, wenn es sich um ein Engagement handelt, und außerdem höchst unbedeutend sind. Dies fürchte ich jedoch bei Ihnen durchaus nicht und ich bitte Sie, mir die Direction zu nennen, welche die Strafe, wenn Sie nicht eintreffen, zu fordern hat.

— Es ist die Direction des Hoftheaters in M.

— Alle Hagel! rief der Graf, indem er seine Reisemütze aus der Stirn in den Nacken schob.

— Was ist Ihnen, mein Herr? fragte die Schöne.

— Demnach sind Sie Fräulein Klara Engelbrecht?

— Zu dienen.

— Es giebt doch keinen tückischern Kobold unter der Sonne, als den Zufall! Element, fügte er laut lachend hinzu, da hätte ich mir selbst fast eine Acquisition verdorben, von der ich mir viel Gutes verspreche! Fräulein Engelbrecht, der Graf von H. hat die Ehre, Ihnen die Hand zu küssen.

Sie zog das zart gantirte Händchen aus dem Muff und reichte es dem Director, der es an seine Lippen zog. Friedemann saß wie eine Statue in seiner Ecke — die elegante Dame war also jene Klara, die einst an der Landstraße Almosen für ihre hungernden Geschwister gebettelt hatte. Waren ihm die reizenden Züge auch bekannt vorgekommen, die Klara's hatte er wirklich nicht vermuthet. Eine so totale Umwandlung in Wesen und Manieren hatte er nicht für möglich gehalten. Das bedauernswerthe Bettelkind war eine elegante Dame, eine Künstlerin geworden. Er verbarg sein Erstaunen, denn er wollte unerkannt bleiben, um beobachten zu können.

— Also Sie, Herr Graf! rief Klara verwundert. Indem Sie der Unbekannten Complimente machen, verletzen Sie Klara Engelbrecht. Glauben Sie denn, daß ich unfähig bin, das Fach zur Zufriedenheit auszufüllen, für das ich engagirt bin?

Der Graf gerieth durchaus nicht in Verlegenheit.

— Nein, mein Fräulein, Ihnen geht ein so vortheilhafter Ruf voraus, daß sich meine Bühne nur Glück wünschen kann, Sie zu besitzen.

— Aber warum wollen Sie denn noch eine zweite Schauspielerin für dasselbe Fach engagiren?

— Schreiben Sie dies Ihrer Liebenswürdigkeit und der Meisterschaft zu, mit der Sie die Balkonscene in dem Passagierzimmer gespielt haben. Der Eindruck, den Sie auf mich hervorgebracht, war ein so mächtiger, daß ich...

— Daß Sie Klara Engelbrecht darüber vergessen! rief das junge Mädchen mit einiger Bitterkeit.

— Sie sehen, ich habe Klara Engelbrecht über Klara Engelbrecht vergessen.

Sie warf ihr Köpfchen stolz zurück.

— Wenn nun, fragte sie, die Fremde, die Sie mit großen Opfern erkaufen wollten, die nicht gewesen wäre, die sie jetzt ist?

Auch diese Frage, welche die Eitelkeit an ihn richtete, brachte den Schauspieldirector nicht in Verlegenheit. Er neigte sich artig seiner Nachbarin zu, indem er antwortete:

— Nun muß ich Ihnen wirklich ein Geständniß ablegen, das ich so gern unterdrückt hätte. Der Name Klara Engelbrecht hat seit kurzer Zeit einen so guten Klang, daß die Directoren Alles aufbieten, die Künstlerin zu gewinnen.

Schon vor acht Tagen, als ich meine Reise antrat, hätten Sie in M. sein müssen. Gestern empfing ich einen Brief von meinem Sekretär, der mir anzeigte, daß die jugendliche Heldin und Liebhaberin immer noch nicht eingetroffen sei . . . mein Fräulein, Ihr Fach ist an meiner Bühne verwais't, Sie konnten noch länger ausbleiben, konnten vielleicht niemals eintreffen, weil irgend ein Director Ihre Conventionalstrafe bezahlt . . . davon, daß dies möglich ist, habe ich Ihnen den Beweis geliefert . . . die Vorschläge, die ich der Fremden machte, waren nur eine Sicherheitsmaßregel. Ein Theateragent, den ich besuchte, sprach sogar davon, daß ein großes Hoftheater Ihnen Anträge gestellt habe. Nun, die Intriguen, die der Zufall geschürzt, sind so köstlich gelös't, daß mir Nichts bleibt als Ihnen zu sagen: Fräulein Engelbrecht bedarf keines volltönenden Namens, um zu enthusiasmiren, sie bricht sich in dem Augenblicke Ihres Erscheinens, und wäre es in einer Passagierstube, glänzend Bahn.

Diese Erklärung beruhigte die erwachte Eitelkeit der Schauspielerin.

— Man rechte nur, rief sie lächelnd, mit einem Director! Die Sache ist also abgemacht. Wie geht es meinem Vater, Herr Graf?

— Gut; aber ich hoffe, es wird ihm noch besser gehen, wenn er seine liebenswürdige Tochter zur Seite hat.

— Wie meinen Sie das?

— Die Erklärung wird sich Ihnen von selbst aufdrängen, wenn Sie den talentvollen Schauspieler einige Tage beobachtet haben. Ich erwarte viel Gutes von dem Einflusse der guten Tochter, die zugleich eine liebenswürdige Künstlerin ist.

Der Director schwieg, und Klara fragte nicht weiter, denn die Nachricht von dem Vater gab ihr Stoff zum Nachdenken. Nach und nach richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf Friedemann, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte. Er saß in seinen Pelz eingehüllt, wie schlafend in dem Polster des bequemen Wagens, der nach einiger Zeit die nächste Station erreichte. Der Conducteur kündigte einen Aufenthalt von zehn Minuten an.

— Wollen die Herrschaften aussteigen? fragte der Graf.

— Nein.

— Ich werde mir eine Bewegung machen.

Die beiden jungen Leute befanden sich allein in dem Postwagen, dessen Schlag offen stand.

— Herr Friedemann Albers! flüsterte Klara rasch und dringend.

Der Angeredete fuhr auf.

— Sie erkennen mich wieder?

— Einem dankbaren Herzen entschwinden die Züge

des Wohlthäters nicht so leicht! O, reichen Sie mir Ihre Hand, Ihre Hand! rief sie gerührt.

— Denken Sie der traurigen Vergangenheit nicht mehr! bat er, um einem Ergusse der Dankbarkeit vorzubeugen. Ich sehe mit Freude, daß Sie die Hoffnungen Ihres Vaters verwirklicht haben.

— Ja, und ich erkenne es mit Dank gegen Gott an. Aber, mein Herr, auch Sie wollen Schauspieler werden?

— Verhältnisse zwingen mich dazu . . .

— Ich kenne diese Verhältnisse! flüsterte Klara lächelnd. Fräulein Antonie von Kirchhaus wird ja Schauspielerin.

— Mein Gott . . . Sie wissen es?

— Also einen Dienst Ihnen zu leisten, bin ich schon so glücklich gewesen. Ich kam in das Passagierzimmer zurück, sah durch das Fenster und hörte Ihre Deklamation. Auf den ersten Blick erkannte ich Sie. Es war nicht schwer zu errathen, daß eine Prüfung stattfand. Um Sie zu unterstützen, um den Eindruck vollständig zu machen, erbot ich mich, neben Ihnen die Julia zu spielen, die der alte Herr, den ich für einen Theaterintendanten hielt, wünschte. Da haben Sie die Erklärung meines Auftretens. Sie sind also engagirt?

— Ja!

— Wäre es nicht der Fall, ich ließe den Herrn Grafen sitzen. Und hier ist ein Brief von Ihrer Antonie.

Sie holte ihn aus einem zierlichen Portefeuille und reichte ihn dem vor Erregung zitternden jungen Manne.

— Aber wie konnten Sie wissen, daß Sie mich treffen?

— Nähere Aufklärung soll später erfolgen; für jetzt erfahren Sie, daß Antonie, die meine Freundin geworden ist, sich bei Fräulein Saint-Georges befindet, daß sie mir diesen Brief mitgegeben, als ich ihr sagte, ich reise zu meinem Vater, an den Sie, wie mir Antonie sagte, sich behufs Ihrer Ausbildung wenden wollten. Die neue Bekanntschaft hat mich einige Tage länger aufgehalten. Denken Sie sich meine Freude, als ich Sie in dem Passagierzimmer sah . . . Da mußte ich wohl die Julia spielen. Herr Albers, Sie haben ein schönes Talent, vertrauen Sie sich meinem Vater an, der oft von Ihnen gesprochen; er wird Sie ausbilden, wie er mich ausgebildet hat. Still, der Graf kommt zurück; es ist unnütz, daß er unsere frühern Beziehungen kennen lernt.

Der Director nahm seinen Platz ein. Der Schwager, ein Virtuos auf seinem Horne, blies „Es ritten drei Schneider zum Thore hinaus“, und der Wagen rollte rasselnd weiter.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Umlauf & Lüder in Leipzig.